Bilder aus der mecklenburgi... Geschichte und Sagenwelt für die ...

Richard Wagner

Bilder

aus der

mecklenburgischen

Geschichte und Sagenwelt

für die unteren Klassen der höheren Lehranstalten

von

Dr. R. Wagner.
Oberlehrer.

Zweite unveränderte Auflage

1901.

Wilhelm Süsserott,
Verlagsbuchhandlung.

Berlin.

Vorwort.

Auf der Versammlung mecklenburgischer Geschichtslehrer, die am 10. Februar 1899 in Schwerin stattfand, ward der Wunsch geäußert, die Verfasser der „Bilder aus der mecklenburgischen Geschichte“ möchten einen „ersten Teil“ dazu — für die unteren Klassen unserer höheren Schulen — herausgeben. Diesem Wunsche verdankt das vorliegende Büchlein seine Entstehung. Es bietet neben geschichtlichen Lebensbildern und Erzählungen, zwischen die auch einzelne Gedichte eingestreut sind, eine Anzahl von Sagen (s. Nr. 5, 9 und den Anhang). Diese Sagen sind in ihrer überwiegenden Mehrzahl — mit Ausnahme von Nr. 5 u. 9, die aus Sage und Geschichte gemischt sind und nach Belieben in VI, V oder IV besprochen werden können, für die Sexta bestimmt, zu deren Lehrplan auf den meisten Schulen die Heimatskunde gehört. Die Auswahl ist so getroffen, daß Sagen von rein lokalem Interesse ausgeschlossen und nur solche von allgemeinem Werte aufgenommen sind, und zwar vorzugsweise solche, die sich zugleich auf den späteren Klassenstufen für irgend ein Wissensgebiet wieder ausnutzen lassen, sei es für die Mythologie oder die Vorgeschichte, Geschichte oder Kulturgeschichte.

Den eigentlichen Kern des Buches bilden die Lebensbilder der zehn geschichtlichen Persönlichkeiten, die nach der Ministerialverfügung vom 7. April d. J. in Quinta unter die biographischen Erzählungen des Geschichtsunterrichtes aufgenommen werden sollen, s. N. 3, 4, 7, 8, 11, 12, 13, 15, 18.

Dem Standpunkt der Schüler auf dieser Stufe angemessen, bieten diese Lebensbilder keine ausgeführten Charakterschilderungen — nur bei Johann Albrecht I. und Friedrich Franz II. ist ein kleiner Ansatz dazu gemacht, — vielmehr begnügen sie sich damit, aus dem Leben der geschilderten Persönlichkeit die wichtigsten Ereignisse herauszuheben; diese aber sind nicht als ein dürres Gerippe von Namen und Zahlen aneinandergereiht, sondern mit so viel Einzelheiten umkleidet, als nötig erschien, um das Interesse der Knaben zu fesseln und in ihnen ein lebendiges, anschauliches Bild der Personen wie der Ereignisse zu schaffen. Die Lebensbilder haben deswegen, bei aller Kürze im einzelnen, im ganzen doch einen derartigen

Umfang gewonnen, daß der Geschichtsunterricht allein, dem ja auf dieser Stufe nur eine einzige Wochenstunde zur Verfügung steht, sie nicht wird bewältigen können. Er wird dazu auf die Unterstützung durch andere Fächer, besonders das Deutsche, angewiesen sein. Im einzelnen möchte ich folgendes vorschlagen:

Niclot, Einleitung und Abschnitt b und c sind der VI zuzuweisen, sei es der Heimatskunde, wo diese in VI liegt, oder dem Geschichtsunterricht, wenn dieser, wie am Gymnasium in Schwerin, schon in VI Biographien aus der deutschen Geschichte neben solchen aus dem Altertum zum Gegenstande hat. Ich meine, schon der Schüler der untersten Klasse unserer höheren Schulen hat ein Recht darauf mit den beiden Ahnherren unseres Fürstenhauses bekannt gemacht zu werden. Die V hat beide Lebensbilder zu wiederholen und das Niclots durch Abschnitt a zu ergänzen. Ebenso müssen bereits die Sextaner die wichtigsten Thatsachen aus dem Leben Friedrich Franz I. und Friedrich Franz II. erfahren, wobei aber die Durchnahme der in diesem Buche enthaltenen Biographien beider Fürsten der V überlassen bleiben kann. Die Lesestücke über Bischof Berno und Joachim Slüter sind dem Religionsunterricht in V zuzuweisen, der Geschichtsunterricht wird aus Mangel an Zeit über diese beiden Männer kurz hinweggehen müssen. Ebenso wird es im Geschichtsunterrichte der V nicht möglich sein, N. 12 eingehend zu behandeln und das Deutsche wird hier helfend eintreten müssen. Von N. 8 ist a für den Geschichtsunterricht, b für den deutschen Unterricht bestimmt. Für die Durchnahme der letzten drei Biographien möchte ich noch das Verfahren empfehlen, sie nicht an die betreffenden Perioden der deutschen Geschichte als einen Nachtrag anzuschließen, sondern vielmehr umgekehrt mit ihrer Lektüre zu beginnen und bei ihrer Besprechung den Horizont der Schüler zur Anschauung der Schicksale des ganzen Deutschlands, die sich ja im kleinen in den Schicksalen Mecklenburgs wiederholen, zu erweitern. Ich glaube, daß auf der Unterstufe ein solches Verfahren nicht nur leicht ausführbar, sondern auch lohnend ist.

In Quarta ist vom Religionsunterricht abgesehen, der vielleicht für N. 10 Verwendung finden wird, das Deutsche der einzige Unterrichtsgegenstand, von dem die Landesgeschichte Förderung erwarten darf. Ihr diese zu gewähren, dazu bietet das Büchlein durch eine weitere Reihe von Lesestücken Gelegenheit, von denen der Lehrer des Deutschen in Quarta jährlich einige in der Schule besprechen mag. (S. No. 1, 2, 6, 14, 16, 21, 22, und 23). Von den Gedichten dürften sich N. 17 und 19 am besten für IV eignen, N. 20 kann schon früher besprochen werden.

Bei der Auswahl der Themen für die Quarta habe ich die Perioden unserer Landesgeschichte, die in Quinta den Schulern noch

unbekannt geblieben sind, besonders die Zeit von 1395 bis zur Reformation und die vom dreißigjährigen Krieg bis zur Franzosenzeit, unberücksichtigt gelassen und mich auf Stücke beschränkt, durch welche die Kenntnis der in V bereits vorgeführten Perioden befestigt und erweitert wird. Ferner habe ich die neueste Zeit vor dem Mittelalter bevorzugt, denn dieses wird bereits in U III dem Schüler wieder vorgeführt, die neueste Zeit aber erst in O III oder — auf den Realgymnasien — erst in U II. Und doch ist es wünschenswert, daß in dem Schüler die Kenntnis der Franzosenzeit wie des Zeitalters Kaiser Wilhelms I. stets wach gehalten wird. Wiederholungen aus dem Rudloffschen Buche habe ich, soweit es möglich war, vermieden und gerade solchen Ereignissen eingehendere Schilderungen gewidmet, über die dort kurz hinweggegangen ist, so daß beide Bücher sich gegenseitig ergänzen. Die Zahl der für IV bestimmten Lesestücke hätte sich unschwer noch bedeutend vermehren lassen, auch Lesestücke kulturgeschichtlichen Inhalts hätten sich schon für Quarta herstellen lassen, allein hier zog die Rücksicht auf den Preis des Büchleins Grenzen, auch wird die Landesgeschichte, wenn sie nicht andere Unterrichtsgegenstände schädigen will, in ihren Anforderungen an Zeit im Organismus unserer höheren Schulen bescheiden sein und sich auf das Wichtigste beschränken müssen. Und das Wichtigste ist und bleibt doch immer die Vorführung der bedeutendsten Persönlichkeiten und denkwürdigsten Ereignisse.

Es erübrigt mir noch, dem hohen Ministerium für die Justiz, Abteilung für Unterrichtsangelegenheiten, sowie den zahlreichen Kollegen, die mir bei der Abfassung des Büchleins mit ihrem Rate zur Seite gestanden haben, auch hier öffentlich für das Interesse zu danken, das sie meinem Plane entgegengebracht, und die Förderung, die sie mir gewährt haben. Insbesondere bekenne ich mich Herrn Direktor Kühne-Doberan zu Dank verpflichtet, der die Freundlichkeit gehabt hat, N. 5 a einer durchgreifenden Umarbeit zu unterziehen und N. 5 b als eigenen Beitrag beizusteuern, und auch die Benutzung eines in seinem Besitz befindlichen Clichés des Wappens von Doberan (siehe Seite 14), gütigst gestattet hat. Ich knüpfe an diesen Dank die Bitte, die Kollegen möchten ihre Teilnahme dem Büchlein auch ferner bewahren, mich auf Mängel desselben aufmerksam machen und, was sie etwa für die zweite Auflage geändert wünschen, mir mitteilen.

Schwerin, Dezember 1899.

Dr. **Richard Wagner**
Oberlehrer.

Inhalt.

Anhang.

1. Die Wenden.

Als die germanischen Stämme, die viele Jahrhunderte lang die Landschaften östlich der Elbe bewohnt hatten, in der Zeit der Völkerwanderung dieselben verließen, breiteten sich, von Osten her einwandernd, die Wenden darin aus. Sie waren ein Zweig der großen slavischen Völkerfamilie und zerfielen in mehrere Völkerschaften, die kein gemeinsames Oberhaupt hatten, vielmehr, ähnlich wie die altgermanischen Stämme, sich häufig unter einander bekriegten.

Von diesen Völkerschaften waren es hauptsächlich zwei, die sich auf dem Boden unseres Landes ansiedelten, die Wilzen, auch Liutizen genannt, die außer der nördlichen Hälfte der Mark Brandenburg den Osten Mecklenburgs besetzten, und die Obotriten, die im westlichen Mecklenburg und östlichen Holstein Wohnsitz nahmen. Die Wilzen teilten sich wieder in eine ganze Anzahl von kleinen Stämmen, deren auf dem Boden unseres Landes vier wohnten. Der mächtigste derselben waren die Redarier, im heutigen Mecklenburg-Strelitz, die wegen ihrer Tapferkeit und Wildheit allgemein gefürchtet waren.

Als Wohnstätten für ihre Edlen und Fürsten sowie auch zum Schutze der einzelnen Gaue, in die das Land zerfiel, hatten die Wenden eine große Zahl von Burgen angelegt. Diese bestanden aber nicht aus steinernen Mauern und Gebäuden, da den Wenden der Ziegelsteinbau überhaupt noch nicht bekannt war, sondern sie waren Erdwälle, die meistens in sumpfigen, schwer zugänglichen Niederungen oder auf Inseln lagen. Die Gebäude, die darauf errichtet wurden, waren Holzbaracken oder aus sogenannten Klehmstaken (Hölzern mit Lehmbewurf) gefertigt. Eine solche wendische Burg lag auf der Insel im Schweriner See, wo jetzt das großherzogliche Schloß steht, eine andere, die die Wenden Wiligrad nannten, bei dem Dorfe Mecklenburg südlich von Wismar. Auch Ratzeburg war einst eine wendische Burg; im ganzen sind weit über 100 solcher Burgwälle in unserm Lande nachgewiesen worden.

Städte gab es in Mecklenburg zur Wendenzeit noch nicht, doch waren die Ortschaften, die sich um die Gauburgen bildeten und in denen die Wenden ihre Märkte abzuhalten pflegten, zum Teil kleinen Städten ähnlich. Auch entstanden an der Küste infolge des lebhaften Verkehres, den die Wenden mit den Dänen und Schweden pflegten, einzelne Handelsorte. Die mecklenburgischen waren indessen unbedeutend und wurden bald von Lübeck (wendisch Buku) im Westen und Julin (Wollin) im Osten unseres Landes überflügelt. Julin, das Vineta der Sage, war lange der bedeutendste wendische Ort am Ostseestrand. Hier strömten Kaufleute aus aller Herren Ländern zusammen, auch Deutsche durften sich hier niederlassen, doch durften sie nicht öffentlich Gottesdienst halten.

Einen Bürgerstand gab es also bei den Wenden nicht, vielmehr bestand der überwiegend größte Teil des Volkes aus Bauern. Die wendischen Bauern wohnten in Dörfern, die eine ganz bestimmte Form hatten. Es waren nämlich um einen freien Platz in der Mitte, der häufig mit Linden, dem Lieblingsbaum der Wenden, bepflanzt war, die Gehöfte rings im Kreise angelegt, so daß die Giebelseiten der Häuser an den Platz stießen und deren Gärten sich fächerförmig ringsum ausbreiteten. Nach außen hin war das Dorf mit einer dichten Hecke umgeben, durch die nur ein einziger Weg, zugleich als Eingang und Ausgang, auf den Mittelplatz führte.

Der Ackerbau stand auf niedriger Stufe, da die Wenden nur hölzerne, leicht zerbrechliche Haken zum Pflügen benutzten und es verschmähten, die eiserne Pflugschar, die den Deutschen schon längst bekannt war, sich anzueignen. Sie beschränkten sich deshalb darauf, die höher gelegenen, sandigen und weniger fruchtbaren Teile des Landes zu bestellen und ließen den schweren Boden, der jetzt den reichsten Ertrag giebt, unbenutzt liegen. Neben dem Ackerbau und der Viehzucht spielte auch die Fischerei im Haushalt der Wenden eine bedeutende Rolle, auch Obstbaumzucht, Gemüsebau und Bienenzucht betrieben sie.

In ihrer Lebensweise waren die Wenden sehr genügsam; „abgehärtet und an die dürftigste Nahrung gewöhnt“ nennt sie einer der deutschen Geschichtsschreiber des Mittelalters, der sie selbst gekannt hat. Eine Ausnahme von dieser Einfachheit der Lebensweise machten sie nur auf ihren Festen, und wenn es

einen Fremden als Gast zu bewirten galt. Dann trugen sie mit verschwenderischer Gastfreundlichkeit alles auf, was Küche und Keller nur irgend herzugeben vermochten. Diese Gastfreundlichkeit galt bei ihnen als Pflicht, und wenn einmal jemand einem Fremden die Aufnahme verweigerte, so kam er in allgemeinen Verruf, und man durfte ihm Haus und Habe niederbrennen. Wenn die Vorräte des eigenen Hauses durch die Bewirtung aufgezehrt waren, so durfte man von den Besitzungen der andern nehmen, so viel man brauchte; Diebstahl und Raub wurden entschuldigt, wenn der Thäter, was er in der Nacht gestohlen hatte, am andern Morgen unter seine Gäste verteilte. In scharfem Gegensatz zu dieser Gastfreundlichkeit steht die Härte und Grausamkeit, die die Wenden gegen Feinde zeigten. Wehe dem, der als Gefangener ihnen in die Hände fiel! Seiner wartete das Los, nach den ausgesuchtesten Martern an den Altar ihres Kriegsgottes geschleppt und dort geopfert zu werden.

Der Kriegsgott der Wenden hieß Radegast und war ihr Hauptgott. Er hatte in jedem Gau eine Kultusstätte; der berühmteste seiner Tempel aber lag im Lande der Redarier, wahrscheinlich am Westufer des Tollense-Sees. Auch dieser Tempel war ein Holzbau. Seine Außenwände waren mit den Bildern verschiedener Götter und Göttinnen geschmückt, die kunstvoll ausgeschnitzt waren. Im Innern standen an den Wänden Statuen von Götzen in voller Rüstung mit Helm und Harnisch; der Name eines jeden war am Fußgestell angebracht. Das Bild des Radegast selbst war vergoldet und ruhte auf einem purpurnen Polster.

Unter den Göttinnen war die angesehenste die Erntegöttin Siwa, die besonders in Ratzeburg verehrt ward. Man stellte sie mit einem Horn in der einen Hand dar, das man an dem Hauptfeste mit Met füllte.

Nicht überall bauten die Wenden ihren Göttern Tempel, vielfach begnügten sie sich damit, ihnen einen umzäunten Hain zu weihen oder einen Baum, einen Felsblock, eine Quelle oder eine Anhöhe.

Alle Tempel und heiligen Stätten der Wenden waren zugleich Orakelstätten. In verschiedener Weise suchten die Wenden die Zukunft und den Willen der Götter zu erforschen, besonders wenn sie ein wichtiges Unternehmen, z. B. eine

Kriegsfahrt beabsichtigten. In Rethre hoben die Priester unter leisem Gemurmel von Zauberformeln eine Grube aus und warfen die Losstäbe hinein, die sie dann untersuchten. Ergaben sie eine glückverheißende Antwort, so deckten sie die Grube mit grünem Rasen wieder zu, steckten zwei Speere mit den Spitzen kreuzweis in die Erde und führten das weiße Roß, das dem Gotte zu Ehren gehalten ward, darüber hinweg. Erst dieses Orakel war entscheidend. Fiel aber eines der beiden Orakel ungünstig aus, so ward das Unternehmen aufgegeben.

Zu ihren deutschen Nachbarn traten die Wenden zum ersten Mal in der Zeit Karls des Großen in nähere Beziehungen. Karl schloß mit den Obotriten ein Bündnis und unterwarf die Wilzen mit Waffengewalt. Schon unter seinem Nachfolger aber fielen beide Stämme wieder ab, und seitdem herrschte mehr als drei Jahrhunderte lang mit kurzen Unterbrechungen Kriegszustand an der Wendengrenze.

Die kräftigeren der deutschen Kaiser suchten das Wendenland heim mit verwüstenden Heereszügen und zwangen die Wenden zur Tributzahlung, unter den schwächeren warfen diese das aufgezwungene Joch wieder ab und rächten sich mit wilden Verheerungen für die ausgestandene Unbill. Auch die Versuche sie zum Christentum zu bekehren, gelangen nur auf kurze Zeit. Kaiser Otto der Große (936—973) gründete Bistümer in ihrem Lande, die aber schon unter Otto II. wieder zerstört wurden, und als dann im 11. Jahrhundert der edle Obotritenfürst Gottschalk das Christentum wieder einführte, wurde er im Jahre 1066 ermordet, die eben errichteten Kirchen wurden zerstört und alle Priester getötet oder aus dem Lande gejagt. Erst als Heinrich der Löwe, der große Sachsenherzog, in wiederholten Feldzügen das Wendenvolk fast ausgerottet und dafür deutsche Bewohner ins Land eingeführt hatte, gaben die Reste der Wenden ihren Widerstand gegen die deutsche Herrschaft und das Christentum auf und nahmen allmählich auch die deutsche Sprache an. Am längsten hielt sich die wendische Sprache und Sitte in der Jabeler Heide, südlich von Hagenow, wo es noch im 16. Jahrhundert wendisch redende Dörfer gab. Auch hier ist die Sprache längst ausgestorben. Mecklenburg ist ein völlig deutsches Land geworden.

Noch immer aber ist unser Land voll von Erinnerungen an seine wendische Vorzeit. Nicht nur sind die zahlreichen

Burgwälle Denkmäler des untergegangenen Volkes, sondern es haben auch noch viele Dörfer die alte Form der wendischen Rundlinge bis auf den heutigen Tag festgehalten. Überaus zahlreich aber sind die wendischen Ortsnamen in unserm Lande. Fast sämtliche Städte Mecklenburgs und eine große Zahl von Dörfern, auch manche Flüsse und Seen tragen wendische Namen, die sich vielfach haben deuten lassen. So heißt Schwerin Wildtierort, Rostock Ort an der Verbreiterung des Flusses, Güstrow Eidechsenort, Parchim Ort in sandiger Gegend und Teterow Auerhahnort.

2. Heinrich der Wendenkönig.

Der Obotritenfürst Gottschalk, der die Wenden zum Christentum zu bekehren suchte, aber von ihnen im Jahre 1066 ermordet ward, hatte einen Sohn Namens Heinrich, der lange Jahre in der Fremde zubrachte, dann aber zurückkehrte und das Reich seiner Väter wiedergewann. Von Wagrien aus, das er zuerst in seinen Besitz brachte, dehnte er mit Hülfe der Sachsen, denen er ein treuer Freund war, sein Herrschaftsgebiet in glücklichen Kämpfen über alle mecklenburgischen Wendenstämme bis nach Pommern hinein aus. Man nannte ihn den „König der Wenden", und echt königlich war auch sein Walten. Denn er begnügte sich nicht mit der Oberherrschaft und der Einziehung der fürstlichen Einkünfte, sondern war eifrig bemüht, die verwilderten Wenden zu höherer Kultur zu erziehen. Räuber vertilgte er, trieb umherschweifendes Gesindel aus dem Lande und suchte seine Unterthanen daran zu gewöhnen, daß jeder in Frieden seinen Acker baute oder sonst nützlicher Arbeit oblag.

Besonders bestrebte er sich, Alt-Lübeck, den wendischen Ort, der in der Nähe der späteren deutschen Stadt an der Trave lag, und den Heinrich zu seiner Residenz erkoren hatte, zu heben. Er begünstigte die Ansiedelung sächsischer Kaufleute in der Stadt, und es fand sich deren auch eine nicht unbeträchtliche Kolonie dort zusammen. Durch alles dies gewann Heinrich einen noch schöneren Ruhm als durch seine Kriegsthaten.

Die Zahl seiner Siege mehrte er noch gegen Ende seines Lebens durch einen glücklichen Kriegszug gegen die Rügener,

die einen seiner Söhne, Waldemar, ermordet hatten. Mit seinen Wagriern machte sich Heinrich auf, um diese Blutthat zu rächen. Bei Wolgast (in Pommern) stießen 1600 Holsteiner zu ihm. Es war Winter (1123/24), und der ganze Meeresarm, der Rügen vom Festlande trennt, war mit dickem Eise bedeckt. Hier, auf dem Eise, hatten sich die Aufgebote der übrigen zu Heinrichs Reich gehörenden wendischen Völkerschaften aufgestellt, nach Fähnlein geordnet und weithin über die ebene Fläche sich ausbreitend.

Die Führer traten an Heinrich heran, begrüßten ihn als ihren König und boten sich wetteifernd an, den Kampf zu eröffnen. Heinrich aber stellte die Sachsen in das erste Treffen, da er der Treue seiner wendischen Unterthanen nicht recht traute.

Den ganzen Tag watete das Heer durch Eis und Schnee und kam am Abend auf der Insel an, wo sogleich die nächsten Dörfer in Brand gesteckt wurden. Den Rügenern entsank diesem gewaltigen Heeresaufgebot gegenüber der Mut, und sie unterwarfen sich ohne Kampf.

Heinrich zog darauf heim und entließ sein Heer. Da aber die Rügener nur die Hälfte des ausbedungenen Tributes zahlten, so kam Heinrich im nächsten Winter wieder. Diesmal nahm auch der sächsische Herzog Lothar an dem Zuge teil. Wiederum ward über das gefrorene Meer die Insel glücklich erreicht, doch trat Tauwetter ein, ehe ein Erfolg gewonnen war. Lothar und Heinrich mußten sich beeilen auf das Festland zurückzukehren, um nicht abgeschnitten zu werden oder unterwegs zu ertrinken. Das Unternehmen ward nicht wieder erneuert, da Heinrich bald darauf starb (1127).

34 Jahre lang (1093—1127) hat König Heinrich über das Wendenland geherrscht und ist der mächtigste aller Obotritenfürsten gewesen, die die Geschichte kennt. Ihre Bekehrung zum Christentum aber hat er nicht versucht, obgleich er sich selbst mit den Seinen zur christlichen Religion bekannte.

Nach seinem Tode zerfiel das große Reich, das er gegründet hatte. Seine beiden Söhne entzweiten sich unter einander und fanden beide ein gewaltsames Ende. Um diese Zeit (etwa 1129) erhoben die Obotriten zu ihrem Fürsten einen Feind der Deutschen und Anhänger des alten heidnischen Götterglaubens, Niclot, den Stammvater unseres Fürstenhauses.

3. Niclot und Pribislav.

Über dem Vorderportal des Großherzoglichen Schlosses zu Schwerin steht in einer Nische eine Reiterstatue in Überlebensgröße; sie stellt einen kampfgerüsteten Ritter dar, dessen Helm mit einem Fürstendiadem geschmückt ist, in der rechten Hand hält er einen Speer, über den linken Arm hat er einen kleinen, runden Schild gehängt, während die linke Hand den Zügel des Rosses hält. Die Unterschrift der Statue lautet: Niclot 1160. Es ist der letzte heidnische Fürst unseres Landes, der Ahnherr unseres Fürstenhauses, und das Jahr 1160 ist sein Todesjahr.

a. Der Wendenkreuzzug.

Niclot ward um das Jahr 1129 Fürst des wendischen Stammes der Obotriten, die seit der Zeit der Völkerwanderung den Westen unseres Landes bewohnten. Tapfer und kriegslustig, machte er sich bald den Deutschen und noch mehr den Dänen gefürchtet. Einst hatten diese oft die Küsten des Wendenlandes ausgeplündert, jetzt aber wurden sie selbst von den Wenden, die um diese Zeit eine zahlreiche Kriegsflotte besaßen, mit häufigen Plünderungszügen heimgesucht, deren sie sich nur schlecht zu erwehren wußten. Bald hier, bald dort tauchten die wendischen Raubschiffe auf, kaperten die dänischen Handelsschiffe, landeten auch an den Küsten, überfielen und zerstörten die Ortschaften und führten die Einwohner als Sklaven mit sich fort.

Endlich verbanden sich im Jahre 1147 die Deutschen und Dänen, um dem Unwesen ein Ende zu machen. In diesem Jahre unternahm der deutsche König Konrad III. einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen im Orient, die Sachsen aber sammelten zwei große Heere, um die „Heiden an ihrer eigenen Grenze", die Wenden, zu bekämpfen. Das eine dieser Heere zog gegen Niclot und die Obotriten. Es war 40000 Mann stark, und an seiner Spitze stand neben andern Reichsfürsten der junge Sachsenherzog Heinrich der Löwe. Alles weit und breit verheerend, rückte es über die Elbe ins Obotritenland ein und gelangte bis vor die Burg Dobin, die am Nordende des Schweriner Sees, zwischen diesem und dem kleinen Döwe-See lag und von den Wenden stark besetzt war. Hier stieß zu den

Sachsen ein dänisches Heer, das in der Wismarschen Bucht gelandet war. Sachsen und Dänen belagerten nun die Burg, vermochten sie aber nicht zu erobern, da sie wegen ihrer geschützten Lage schwer anzugreifen war und von den Wenden tapfer verteidigt ward. Inzwischen wurden die dänischen Schiffe in der Wismarschen Bucht, bei denen nur wenig Mannschaft zur Bedeckung zurückgeblieben war, von einer wendischen Flotte aus Rügen überfallen und ein Teil von ihnen genommen. Als die Dänen vor Dobin dies erfuhren, zogen sie eilends ab, um ihre Schiffe zu retten, und kamen auch nach dem Abzug der Rügener nicht wieder, sondern fuhren nach Hause. Auch die Deutschen wurden nun bald der Belagerung überdrüssig und schlossen einen Vertrag mit den Wenden, in dem diese versprachen die Taufe anzunehmen. Eine Anzahl von ihnen ließ sich auch taufen, wie erzählt wird, im Döwe-See, der davon seinen Namen erhalten haben soll. Aber kaum hatten die Deutschen den Rücken gewandt, so fielen die Wenden wieder ins Heidentum zurück, und das alte Treiben begann von neuem. Noch mehrmals mußte Heinrich der Löwe gegen sie zu Felde ziehen, bis endlich Niclot sich ihm unterwarf und ihm einen jährlichen Tribut zu zahlen versprach. Mit den Deutschen hielten die Wenden seitdem Frieden, setzten aber ihre Plünderungszüge gegen die dänischen Küsten fort, selbst als Herzog Heinrich sie ihnen untersagte. Da machte Heinrich aufs neue einen Kriegszug in das Obotritenland, um sie für ihren Ungehorsam zu züchtigen.

b. Niclots Tod.

Als das Heer, das Heinrich der Löwe gegen Niclot gesammelt hatte, sich den Grenzen Mecklenburgs näherte (1160), verbrannte Niclot alle seine Burgen im Westen seines Landes, auch Schwerin und Mecklenburg, und zog sich bis hinter die Warnow in die Burg Werle zurück, die südlich von Schwaan lag.

Heinrich der Löwe durchzog sengend und plündernd das ganze Obotritenland bis Mecklenburg; hier machte er halt und schlug ein Lager auf. Aus Werle aber streiften täglich wendische Scharen bis nach dem sächsischen Lager und lauerten den Sachsen auf, die sich vom Lager entfernten, um Futter und Getreide zu holen. So zogen eines Tages auch Niclots Söhne, Pribislav und Wertislav, aus und töteten einige Sachsen. Auf

dem Rückwege aber setzten ihnen die Tapfersten im sächsischen Heere nach und holten sie ein, und in dem Kampfe, der sich nun entspann, zogen die Wenden den Kürzeren. Viele von ihnen wurden gefangen, und nur mit genauer Not entkamen Niclots Söhne, nachdem sie ihre besten Leute und ihre Rosse eingebüßt hatten. Als sie vor ihren Vater traten und berichteten, was ihnen begegnet sei, fuhr der zornig auf und rief: „Ich hatte gedacht, Männer aufgezogen zu haben, ihr aber flieht eiliger als Weiber. So will ich denn selbst ausrücken und versuchen, ob ich nicht mehr ausrichten kann.“ Und er machte sich mit einer Anzahl Auserlesener auf und legte in der Nähe des feindlichen Heeres einen Hinterhalt. Es dauerte auch nicht lange, so kam ein Trupp Knechte aus dem Lager und näherte sich dem Hinterhalt. Es waren aber unter die Knechte Kriegsleute gemischt, 60 an der Zahl, die unter den Röcken Harnische trugen. Als sie nun nahe genug herangekommen waren, sprengte Niclot mit den Seinen hervor. In seinem Kampfeseifer spornte er sein Roß zu schnellstem Laufe an, ohne zu merken, daß die Seinen, die weniger gut beritten waren, eine ganze Strecke weit hinter ihm zurückblieben. So geriet er allein mitten unter die Feinde, und als er den Speer gegen einen von ihnen fällte, um ihn zu durchbohren, traf der Speer auf den Harnisch und glitt ab. Nun erst merkte er die Gefahr, in der er schwebte, und wandte schnell sein Roß, um zu den Seinen zurückzukehren, aber schon hatten die Feinde ihn rings umzingelt, und er fiel unter ihren Streichen. Seine Begleiter aber entflohen nach Werle. So starb der letzte heidnische Wendenfürst Mecklenburgs den Heldentod im Kampfe für sein angestammtes Land, nachdem er drei Jahrzehnte lang über das Wendenland geherrscht hatte.

c. Pribislavs Wiedereinsetzung.

Nach dem Tode des Vaters verbrannten Pribislav und Wertislav auch die Burg Werle und zogen sich in die Rostocker Heide zurück. Heinrich der Löwe verteilte nun das eroberte Land unter seine Krieger, ließ die zerstörten Burgen wieder aufbauen und gründete an Stelle der alten wendischen Ortschaft Schwerin eine deutsche Stadt. Nach einigen Jahren ward Pribislav Christ und erhielt im Jahre 1167 den größten Teil von

dem Reiche seines Vaters als Lehen zurück, bis auf die Gegend westlich vom Schweriner See mit der Stadt Schwerin, die Heinrich zu einer deutschen Grafschaft machte. Pribislav blieb fortan dem Christentum und seinem Lehnsherrn treu und begleitete diesen im Jahre 1172 auf seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem. Er starb am 30. Dezember 1178 auf einem Turnier zu Lüneburg infolge eines Lanzenstoßes, der ihm die rechte Schläfe zertrümmerte.

Von Niclot und Pribislav stammen sämtliche Fürsten ab, die seit dem Jahre 1167 bis auf den heutigen Tag über Mecklenburg geherrscht haben.

---

4. Bischof Berno.

Der „Apostel Mecklenburgs", Bischof Berno, stammte aus einem edlen westfälischen Geschlechte, trat aber schon früh ins Kloster Amelungsborn an der Weser, eine Gründung des Mönchsordens der Cisterzienser. Dieser Orden verpflichtete seine Mitglieder nicht nur zu geistlichen Übungen und enthaltsamem Leben, sondern auch zu körperlicher Arbeit und legte deshalb seine Klöster gern in den noch ganz oder halb heidnischen Gegenden östlich der Elbe an, wo dann die Mönche neben der Predigt des göttlichen Wortes auch den Landbau mit Eifer und Geschick betrieben und in eigener, harter Arbeit die wilden Einöden in blühende Ackerfluren verwandelten.

Auch Berno fand seinen Wirkungskreis im Heidenlande, doch nicht als einfacher Klosterbruder: im Jahre 1155 wurde er auf Vorschlag Heinrichs des Löwen vom Pabste zum Bischof von Schwerin geweiht.

Unter den wendischen Landschaften stand damals das Land der Obotriten in besonders üblem Rufe bei den Deutschen. Es galt als der „Sitz des Satans und die Wohnung aller unsauberen Geister". Das Volk war verwildert und der christlichen Lehre abgeneigt; auch Niclot, der Obotritenfürst, war ein entschiedener Feind des Christentums. Der neue Bischof ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern ging in seinen Sprengel und durchzog ihn predigend. Aber die Wenden verhöhnten und verspotteten ihn, ja, sie gaben ihm Backenstreiche und Faustschläge

und zwangen ihn oft, ihren Götzenopfern zuzusehen; alles dies nahm Berno um des Glaubens willen geduldig auf sich.

Anders wurde es, als nach Niclots Tod (1160) Heinrich der Löwe den ganzen Westen des Landes besetzt hielt. Nun konnte Berno hier Kirchen errichten, und mancher der im Lande noch zurückgebliebenen Wenden ließ sich taufen. Aber eine Empörung der Wenden im Jahre 1164 drohte das eben begonnene Werk wieder zu vernichten, und nur wie durch ein Wunder entging der Bischof selbst dem Märtyrertod. Als nämlich die Wenden die Mecklenburg gestürmt und die Deutschen dort — es waren ihrer 70 — sämtlich erschlagen hatten, zog Bischof Berno fünf Tage nach der Erstürmung der Burg ohne bewaffnete Begleitung mit einigen Geistlichen von Schwerin nach Mecklenburg, um die Leichen zu bestatten. Er kam auch unangefochten dorthin, errichtete inmitten der Toten einen Altar und brachte gerade auf diesem das Meßopfer dar: da brach plötzlich eine Schar Wenden aus dem Hinterhalt hervor, um ihn und seine Gefährten zu ermorden. Wie von Gott gesandt aber erschien in diesem Augenblick ein Trupp deutscher Reisiger; vor dem entflohen die Wenden, und Bischof Berno konnte sein frommes Liebeswerk vollenden.

Nach dem Siege der Deutschen setzte er seine Bemühungen mit frischem Eifer fort. Er durchzog das ganze Land bis an die pommersche Grenze, zerstörte überall die heiligen Haine und Tempel und richtete an ihrer Stelle Kirchen auf, die er mit Predigern versah. Auch die Fürsten der Pommern, die schon Christen waren, besuchte er, und es gelang ihm, den vertriebenen Pribislav, der sich bei ihnen aufhielt, für das Christentum zu gewinnen. Auf seine Vermittelung gab dann Heinrich der Löwe dem Getauften den größten Teil seines Landes wieder zurück, und Pribislav unterstützte nun selbst die Bemühungen des Bischofs, die Wenden zu bekehren.

Noch hielt sich ein Rest des wendischen Heidentums auf der Insel Rügen. Hier lag auf dem Vorgebirge Arkona die Tempelburg des Svantevit, des Hauptgottes der Rügener. Auf drei Seiten von steilen Abhängen und dem Meere geschützt, ward sie auf der Westseite von einem Wall, der 50 Ellen hoch war, umschlossen. In dem Tempel, der aus Holz erbaut und mit feinem Schnitzwerk und kunstvoller Malerei verziert war,

stand das riesengroße Götzenbild in Menschengestalt, aber mit vier Köpfen.

Um diese letzte Burg des Götzendienstes zu brechen, unternahm der Dänenkönig Waldemar mit den Fürsten von Pommern und Pribislav von Mecklenburg einen Kriegszug auf die Insel (1168). Auch Bischof Berno schloß sich dem Zuge an, um den Besiegten das Evangelium zu bringen.

Als die Tempelburg erstürmt war (14. Juni), ließ Berno das Götzenbild aus dem Tempel schleifen, zerschlagen und verbrennen. Als es krachend zur Erde stürzte, soll der böse Geist in Gestalt eines schwarzen Tieres aus dem Tempel hinausgefahren sein. Der Fall ihres Götzen, den sie bis dahin für unüberwindlich gehalten hatten, machte auf die Rügener einen tiefen Eindruck; sie erkannten nun seine Ohnmacht, und noch an demselben Tage ließ sich eine große Zahl von ihnen taufen. Noch öfter besuchte der Bischof in der Folgezeit die Insel und suchte die, welche nur der Gewalt weichend die Taufe genommen hatten, durch freundliche Unterweisung zu gewinnen. Aber vorzugsweise war seine Thätigkeit doch seinem alten Sprengel zugewandt. In dessen Hauptstadt Schwerin ward der Bau eines Domes als Stätte der Gottesverehrung begonnen, zu dem im Jahre 1171 im Beisein Heinrichs des Löwen und einer glänzenden Versammlung von anderen Fürsten und Herren von Bischof Berno der Grundstein gelegt ward. Noch viele Jahre leitete der fromme Bischof seinen Sprengel, hochgeehrt von Kaiser und Pabst und den Fürsten, bis er im Jahre 1191 in hohem Alter sein Leben beschloß.

---

5. Vom Kloster Doberan.

a. Die Gründung.

Als der Wendenfürst Pribislav sich zum Christentum bekehrt hatte, wollte er auch sein Volk für den neuen Glauben gewinnen. Darum rief er Cisterziensermönche aus Amelungsborn in das Land und wies ihnen etwa zwei Meilen westlich von der Mündung der Warnow, eine Meile von der Küste der Ostsee in einem breiten, von bewaldeten Hügeln anmutig umgebenen Thale ein Stück Landes an, damit sie da ein Kloster

bauten und von dort aus den christlichen Glauben predigten, den Götzendienst in der Umgegend ausrotteten und zugleich nach ihrer Weise durch Pflege des Ackerbaus und anderer Künste des Friedens sein Volk an mildere Sitten gewöhnten. Im Jahre 1171 zogen diese Mönche, elf an Zahl, in ihren neuen Besitz ein, der von Pribislav reich ausgestattet war, bauten eine kleine Kapelle, um die sich die einfachen Wohnhäuser der Ordensbrüder erhoben, und begannen ihr friedliches Werk. Ihre Zahl stieg schnell, und ihre Arbeit schien erfolgreich zu sein. Aber nach Pribislavs Tode erhoben sich die Heiden unter den Wenden, deren es im östlichen Teile des Landes noch viele gab, überfielen das Kloster und töteten alle Mönche, deren Zahl inzwischen schon auf 78 gestiegen war.

Einige Jahre blieb das Kloster in Trümmern liegen, bis Pribislavs Sohn und Nachfolger Heinrich Borwin es wieder aufzubauen beschloß, aber nicht wieder an der alten Stelle, die durch jene Frevelthat der Heiden geschändet war. Über die Art, wie die Wahl des Ortes zustande kam, berichtet die Sage folgendes: Der Fürst hatte sich von Gott ein Zeichen erbeten, wo er das neue Kloster gründen sollte. Er wollte zur Jagd ausziehen, und, wo er das erste Wild erlegte, da sollte das Heiligtum stehen. So begab er sich denn mit seinem Gefolge auf die Jagd. Bald spürten seine Hunde einen gewaltigen Hirsch auf, der Fürst verfolgte ihn, bis er ihn, etwa eine halbe Stunde in nordwestlicher Richtung von dem alten Klosterhofe entfernt mit einem gut gezielten Wurf seiner Lanze erlegte. Hier also, so hatte Gott entschieden, sollte das neue Kloster stehen, und da in demselben Augenblick, wo das Tier, zum Tode verwundet, zusammenbrach, in dem Gewässer dicht dabei ein wilder Schwan seinen Schrei „Dobr, Dobr" ertönen ließ, so hatte man auch gleich den Namen für das Kloster gefunden; man nannte es Doberan.

Schnell blühte es empor und wurde das reichste und mächtigste im ganzen Lande, sein Abt erhielt in der Folgezeit sogar Rang und Abzeichen eines Bischofs; erst in der Reformationszeit wurde es aufgehoben. Aber noch heute erinnert seine herrliche Kirche an den ehemaligen Glanz des Ortes. Auch die Sage von seiner Gründung ist dort nicht vergessen, denn noch sieht man in der Kirche an einem Pfeiler des Chorumganges den alten Hirschschädel mit seinem mächtigen Geweih hängen,

und neben dem Bach, der unmittelbar an der Kirche vorbeifließt, steht das Bild eines Schwanes an der Stelle, wo einst der wilde Schwan seinen Ruf erschallen ließ. Das Wappen der Stadt aber zeigt in Erinnerung an diese alte Geschichte einen Hirsch, darunter einen Schwan, zwischen beiden einen Bischofsstab.



Wappen der Stadt Doberan.

Auch der Ort, wo das Kloster ursprünglich gestanden hatte, ist nicht vergessen. Er wurde von dem Doberaner Kloster als Wirtschaftshof weiter verwaltet und hieß nun zum Unterschied von dem neu angelegten der alte Hof oder Althof. Zum Andenken an die als Märtyrer gestorbenen Mönche hatte man dort eine Kapelle gebaut, die noch heute steht und wohl das älteste Gotteshaus im ganzen mecklenburgischen Lande ist.

b. Die Legende vom Heiligen Damm.

Als die erste Kapelle im Lande zu Mecklenburg gebaut und zugleich mit ihr ein Kloster gegründet war, wollte es der böse Feind nicht leiden, denn er wußte, daß ihm durch die Arbeit der Mönche manche Seele verloren gehen würde. Darum gab er es den Heiden in das Herz, daß sie das Kloster zerstörten und die Mönche alle erschlugen. Nun lag es viele Jahre wüste, und er freute sich, weil er glaubte sein Ziel erreicht zu haben.

Da wurde es aber an einer andern Stelle, nicht eben weit von der See, wieder aufgebaut. Alsbald verfiel er auf ein anderes Mittel, das Kloster zu vernichten und dadurch die Ausbreitung des Wortes Gottes im Lande zu hindern. Er gebot den Meergeistern, daß sie das Meer erregten und mit aller Macht die Wogen gegen das Land rollen ließen; auf diese Weise hoffte er die Niederung, in der die Kirche lag, und diese mit ihr von der Erde zu vertilgen. Gewaltig ergossen sich die Wellen über das Land hin und drangen immer weiter vor. Was vorher fruchtbares Land gewesen war, war nun eine weite Meeresfläche, und frohlockend sah der böse Feind, wie die Flut sich mehr und mehr der Kirche näherte. Aber die Mönche blieben nicht unthätig. Freilich daß mit menschlicher Macht gegen den Aufruhr der empörten Wasser nicht angekämpft werden könne, das sahen sie, darum wandten sie sich in ihrer

Not an Gott, daß er sie gegen die Gewalt des Bösen schützen möge. Während es in den Lüften sauste und heulte und die Wasserwogen sich immer weiter in das Land hinein ergossen, lagen sie in der Kirche auf den Knien. Zwei Tage und zwei Nächte währte die Not und der Kampf; endlich, in der dritten Nacht, wurde es plötzlich ganz still, das Wasser stand und fing gegen Morgen an sich zu verlaufen. Die Mönche lobten und dankten Gott für die Rettung ihres Klosters. Noch konnten sie den Wechsel nicht begreifen, bis ihnen von der Meeresküste die Kunde kam, ein mächtiger Damm aus vielen Tausenden kleiner, rundlicher Steine, mehrere Fuß hoch und wohl eine Meile lang, sei über Nacht von unsichtbaren Händen aufgeworfen worden, und an ihm habe sich die Gewalt des Meeres gebrochen. Diesseits dieses Dammes waren die ins Land eingedrungenen Wasser zu einem großen See zusammengeflossen, der fortan der Klostersee (Konventer See) hieß und dem Kloster eine reiche Ausbeute an Fischen für die Fastenzeit gewährte. Der Damm ist noch vorhanden und hat schon in manchem Sturm seine Aufgabe erfüllt, das hinter ihm liegende Land vor den Fluten zu schützen; wegen seines Ursprungs nennt man ihn den Heiligen Damm.

6. König Waldemar und Graf Heinrich von Schwerin.

Gegen Ende des 12. Jahrhunderts, als Heinrich der Löwe, der gewaltige Zwingherr des Wendenlandes, von Kaiser Friedrich Barbarossa, weil er ihm die Lehnsfolge geweigert hatte, von seiner Machthöhe gestürzt und in die Verbannung getrieben war, geriet die wendische Ostseeküste für einige Jahrzehnte unter die Herrschaft der Dänen. Nach einander wurden Herzog Bogislav von Pommern, Fürst Heinrich Borwin I. von Mecklenburg und die Grafen von Holstein, Ratzeburg und Schwerin von dem Dänenkönige Kanut und seinem Nachfolger Waldemar überwunden und gezwungen, den Lehnseid zu leisten.

Das deutsche Reich ward seit dem Jahre 1198 durch den unseligen Streit zerrissen, den der Welfe Otto IV., Heinrichs des Löwen Sohn, und der Hohenstaufe Philipp von Schwaben, ein Sohn von Friedrich Barbarossa, um die Krone führten. So geschah von Reichswegen nichts, um den Fortschritten der Dänen Einhalt zu thun. Ja, als sich nach Philipps von

Schwaben Tod sein junger Neffe, Friedrich II., gegen Otto IV. erhob, trat er im Jahre 1214 an den Dänenkönig Waldemar, den er zum Bundesgenossen zu gewinnen wünschte, alle zum deutschen Reiche gehörigen Gebiete jenseits der Elbe und Elde ab. Damit hatten die Erwerbungen der Dänenkönige an der deutschen Küste förmliche Anerkennung gefunden, und nicht nur Heinrichs des Löwen Errungenschaft, die wendische Ostseemark, sondern selbst das von uralter Zeit her deutsche Holstein war dem nordischen Nachbar preisgegeben worden.

Nur mit Widerwillen ertrugen die wendischen Fürsten wie die deutschen Großen das dänische Joch, doch bald erstand ihnen ein Retter unter ihnen selbst. Es war der tapfere und kühne Graf Heinrich von Schwerin. Dieser hatte sich mit seinem Bruder Gunzelin in den Besitz der Grafschaft geteilt. Als nun Graf Gunzelin starb, während Heinrich gerade auf einer Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande begriffen war*), nahm König Waldemar unter dem Vorwande von Erbansprüchen die Hälfte der Grafschaft, die Gunzelin gehört hatte, in Besitz. Vergebens forderte Heinrich nach seiner Rückkehr die Herausgabe des Raubes: er ward abgewiesen. Da beschloß er sich mit List und Gewalt Recht zu verschaffen.

Am 6. Mai des Jahres 1223 hatte der König mit seinem Sohne und seinem Gefolge auf der kleinen Insel Lyoe südwestlich von Fünen gejagt. Zur Nachtruhe war für ihn und seinen Sohn ein Zelt aufgeschlagen, in dem sich außer ihnen nur wenige Diener befanden. Das übrige Gefolge zerstreute sich über die Insel, und jeder suchte sich nach Gefallen seine Schlafstelle. Alles lag in tiefem Schlafe. Da drang mitten in der Nacht Graf Heinrich mit einigen Begleitern in das Zelt; es gelang, beiden Fürsten, ehe sie einen Laut von sich geben konnten, den Mund zu verstopfen, sie zu binden und fort-

*) Er brachte von dieser Fahrt eine Reliquie mit, die nach katholischem Glauben einen hohen Wert hatte, einen Tropfen vom Blute Christi, in einem Jaspisstein eingeschlossen. Diese Reliquie überwies er dem Dom zu Schwerin, wo sie in einer Kapelle, der heiligen Blutskapelle, aufbewahrt ward. Sie ward bald weit berühmt und zog in den nächsten Jahrhunderten unzählige Pilger nach Schwerin, die ihr Verehrung bezeugen, Vergebung der Sünden dadurch erlangen oder Heilung von Krankheiten finden wollten. Erst in den letzten Jahrzehnten vor der Reformation ward ihr Ruf überstrahlt durch das neue Wunder des heiligen Blutes in Sternberg. S. u. N. 10.

zuschleppen, ohne daß von den übrigen jemand erwachte. Überdies hatte Heinrich, um eine schnelle Verfolgung zu hindern, in alle an der Insel liegenden Fahrzeuge Löcher einhauen lassen. So konnte er seine Gefangenen in Sicherheit bringen.

Die kühne That erregte in ganz Deutschland das größte Aufsehen. Wie sehr auch Heinrich Borwin sich ihrer freute, zeigt sich darin, daß er in den Urkunden, die er in dieser Zeit ausstellte, der Jahreszahl die Worte beizufügen pflegte, „nachdem der König der Dänen Waldemar gefangen war.“

Zur Befreiung seines Herrn sammelte der dänische Statthalter in Holstein, Graf Albrecht von Orlamünde, ein Heer, aber Graf Heinrich schlug ihn im Bunde mit den Holsteinern bei Mölln in Lauenburg (1225) und nahm auch den Statthalter gefangen.

Nun gab der König nach. Er verzichtete durch einen feierlichen Eid auf alle seine deutschen und slavischen Besitzungen mit Ausnahme von Rügen und verpflichtete sich 45000 Mark Silber als Lösegeld zu zahlen. Ende 1225 wurde er freigelassen, nachdem er $2^1/_2$ Jahre gefangen gewesen war. Kaum war er frei, so begann er zu rüsten, um das Verlorene wieder zu erobern, und ließ sich durch den Pabst Honorius seines Eides entbinden. Graf Heinrich gewann zu seinen bisherigen Bundesgenossen noch die Städte Hamburg und Lübeck und das wendische Mecklenburg, das damals nach dem Tode Heinrich Borwins und seiner beiden Söhne für seine vier noch unmündigen Enkel von deutschen Vasallen verwaltet ward; auch Kaiser Friedrich, der längst alleiniger Herr in Deutschland war und die abgetretenen Länder wieder ans Reich zu bringen wünschte, sandte 300 Ritter.

Es kam zur Schlacht bei Bornhövede im östlichen Holstein am 22. Juli 1227. Sie endete mit einem vollständigen Siege der Deutschen, durch den für alle Zeit den Versuchen der Dänen die deutsche Ostseeküste ihrem Reiche einzuverleiben ein Ende gemacht ward.

---

7. Heinrich der Pilger.

Schon Pribislav, der erste christliche Fürst unseres Landes aus Niclots Geschlecht, hatte im Gefolge seines Lehnherren,

Heinrichs des Löwen, eine Wallfahrt zum heiligen Grabe gemacht. Hundert Jahre später trat einer seiner Nachkommen, Fürst Heinrich I. von Mecklenburg*, die gleiche Fahrt an (1271). Damals besaßen die Christen von dem Königreich Jerusalem, das die ersten Kreuzfahrer gegründet hatten, nur noch die Hafenstadt Accon. Hier landete Heinrich, „der Pilger", gegen Ende des Jahres 1271. Obgleich um diese Zeit wieder einmal bitterer Haß und Unfriede zwischen den Christen und den Ungläubigen herrschte und die Reise nach Jerusalem sehr gefährlich war, überwog doch in Heinrich der Wunsch die heiligen Stätten zu besuchen die Besorgnis vor der Gefahr, er ließ seinen Rittergürtel und andere Kleinodien in Accon und machte sich als einfacher Pilger auf den Weg nach Jerusalem. Unterwegs aber ward er überfallen und als Gefangener nach Kairo gebracht, wo der Sultan von Ägypten, der damalige Herrscher des heiligen Landes, residierte.

26 Jahre brachte der schwer geprüfte Fürst hier in der Gefangenschaft zu, alle seine Begleiter starben in dieser Zeit bis auf einen, den treuen Knappen Martin Bleyer. Dieser erlernte die Kunst der Seidenweberei, um mit dem Ertrage seiner Arbeit seinem Herrn das Leben zu erleichtern. Heinrich trug sein hartes Los, ohne zu klagen, und mit solcher Ergebung, daß er bei den Ägyptern allgemeine Achtung gewann und man ihn überall im Lande als einen Heiligen ansah.

Inzwischen traten in der Heimat, wo für den Verschollenen seine Gattin Anastasia die Regierung führte, zweimal Betrüger auf, die sich fälschlich für den Fürsten Heinrich ausgaben. Beide wurden jedoch von den alten Räten des Fürsten entlarvt und mit dem Tode bestraft. Über den echten Heinrich gelangten nur wenige Male Nachrichten nach Mecklenburg, die Versuche, die gemacht wurden, ihn auszulösen, schlugen fehl, und schließlich hielt man ihn für tot: da kam im Jahre 1296 der Sultan Mansur, ein milder und edler Mann, auf den Thron.

---

*) Im Jahre 1229 hatten die vier Urenkel Pribislavs eine Teilung ihres Erbes vorgenommen, die erste der drei sogenannten „Hauptlandesteilungen". Dadurch spaltete sich Mecklenburg in vier Fürstentümer, Mecklenburg (der Nordwesten, die „Hauptlinie", der auch Heinrich der Pilger angehörte), Parchim-Richenberg (der Süden), Rostock (der Nordosten) und Werle-Güstrow (der Osten). Das Fürstentum Parchim bestand indes nur bis 1261, Rostock bis 1314 und Werle bis 1436.

Dieser setzte, als er von einer schweren Krankheit genesen war, den gefangenen Fürsten und seinen Knappen in Freiheit. Alsbald traten beide die Heimreise an über Rom und die Alpen.

Als sie sich der Heimat näherten, sandte Heinrich Boten voraus, die seine bevorstehende Ankunft melden sollten. Diese trafen des Fürsten ältesten Sohn, Heinrich (den Löwen), der zur Zeit der Abreise des Vaters erst ein dreijähriges Kind gewesen, jetzt aber zu einem ritterlichen Helden herangewachsen war, vor der Raubburg Glaisin bei Dömitz, die er belagerte. Der junge Heinrich, der selbst keine deutliche Erinnerung an seinen Vater mehr hatte, eilte sogleich nach Wismar zu seiner Mutter und nahm die beiden alten Räte, durch die jene beiden Betrüger entlarvt worden waren, mit sich nach Glaisin, wo bald auch der Vater eintraf. Diese erkannten in der abgezehrten Gestalt den alten Herrn nicht wieder, überzeugten sich aber durch Fragen, daß es der echte Heinrich sei. Wie ein Lauffeuer durcheilte die frohe Kunde von der endlichen Rückkehr des längst tot Geglaubten das Land und erregte überall Jubel und Freude. Vater und Sohn zogen zusammen nach Wismar, Anastasia fuhr ihnen entgegen bis Hohen-Vicheln (am Schweriner See). Trotz der langen Trennung und der großen Veränderung seiner Gestalt erkannte die Fürstin den Gatten sogleich an gewissen Merkmalen wieder. Beide umarmten und küßten sich in tiefer Rührung, dann zogen sie nach Wismar, wo sie von der Geistlichkeit und der gesamten Bürgerschaft in feierlicher Prozession in die Marienkirche geleitet wurden; Heinrich hielt dabei das Stück des heiligen Kreuzes in Händen, das er aus Ägypten mitgebracht hatte.

Noch mehrere Jahre konnte der Heimgekehrte in Gemeinschaft mit seinem Sohne sein Land in Frieden regieren (bis 1302).

2*

8. Aus der Regierungszeit Heinrichs des Löwen von Mecklenburg.

a. Wie Heinrich der Lande Rostock und Stargard Herr ward.

Heinrich II. von Mecklenburg, der Sohn Heinrichs des Pilgers, erhielt wegen seiner Tapferkeit schon von seinen Zeitgenossen den Beinamen „der Löwe", denselben, den einst der große Sachsenherzog Heinrich, der Bezwinger des Wendenlandes, getragen hatte. Ihm verdankt Mecklenburg zwei Erweiterungen seines Gebietes, die Erwerbung der Herrschaft Rostock und des Landes Stargard.

Die Herrschaft Rostock war einer der vier Teile, in welche Mecklenburg im Jahre 1229 von den vier Urenkeln Pribislavs geteilt worden war. Sie geriet im Anfang des 14. Jahrhunderts in die Gewalt des Dänenkönigs Erich. Schon damals aber stand die Stadt Rostock mit Lübeck, Wismar und anderen Seestädten in einem Bündnis, dem „wendischen Städtebunde", der sich in der Folgezeit zu dem mächtigen Bunde der Hansa erweiterte; alle diese Städte, die reich und blühend und deren Bürger voll Stolz und Selbstgefühl waren, strebten danach, sich von den Fürsten unabhängig zu machen. Auch Rostock und Wismar waren deshalb schon in mancherlei Streitigkeiten geraten. So hatte Wismar im Jahre 1310 seinem eigenen Fürsten Heinrich dem Löwen, als er die Hochzeit seiner Tochter hier feiern wollte, den Eintritt verweigert, so daß Heinrich die Hochzeit nach Sternberg verlegen mußte. Ähnlich machte es Rostock, als im Jahre 1311 König Erich ein großes Turnier dort zu feiern gedachte. Sie fürchteten, ließen die Bürger dem Könige sagen, daß durch die vielen Fremden Unruhen und Aufruhr in der Stadt entstehen könnten, und verschlossen seinen Gästen die Thore. Der König machte gute Miene zum bösen Spiel, lobte die Vorsicht der Rostocker und feierte das Turnier auf einem ebenen Felde am rechten Ufer der Warnow (in der Nähe des heutigen Dorfes Teutenwinkel), wo eine ganze Zeltstadt für Fürsten und Ritter entstand.

Wochenlang reihte sich eine Festlichkeit an die andere, doch wurden auch ernstere Beratungen gepflogen: die Fürsten verbanden sich zur Züchtigung der übermütigen Seestädte. Gleich nach dem Schlusse des Turniers wandte sich Heinrich der Löwe

gegen Wismar und zwang die Stadt noch im Jahre 1311 zu einem demütigen Frieden. Länger dauerte der Kampf gegen Rostock, an dem König Erich selbst teilnahm, doch auch Rostock mußte sich im Jahre 1312 unterwerfen und wurde nun mit seinem ganzen Gebiete von König Erich an Heinrich als Lehen gegeben.

Heinrichs zweite Erwerbung, das Land Stargard (Mecklenburg-Strelitz), hatte bis auf seine Zeit zu Brandenburg gehört, Heinrich erhielt es als Mitgift für seine Gemahlin Beatrix, eine brandenburgische Prinzessin. Nach dem Tode der Beatrix aber suchte Markgraf Waldemar sich mit Gewalt wieder in den Besitz des Landes zu setzen, wurde indessen von Heinrich hinausgetrieben und erlitt im Jahre 1316 bei Gransee (in der Priegnitz) eine schwere Niederlage, worauf er Stargard an Heinrich von neuem abtrat.

Beide Landschaften, Rostock und Stargard, sind seitdem im Besitz der mecklenburgischen Fürsten geblieben, die in ihren Titel die Bezeichnung „der Lande Rostock und Stargard Herr“ aufgenommen haben.

Heinrich der Löwe starb im Jahre 1329 und ward in der Kirche zu Doberan begraben.

Noch angesehener als Heinrich der Löwe war sein Sohn Albrecht der Große (1329—1379), der für sich und seine Nachfolger von Kaiser Karl IV. den Herzogstitel erhielt (1348) und den Besitz seines Hauses durch Ankauf der Grafschaft Schwerin mehrte (1358). Sein Sohn Albrecht (III.) ward 1364 König von Schweden, verlor aber die Krone nach 25 Jahren wieder.

b. Das Turnier zu Rostock.

Im Jahre 1302 war König Erich von Dänemark Oberlehnsherr von Rostock geworden. Um den deutschen Fürsten seine Macht und seinen Reichtum zu zeigen, entschloß er sich, im Frühling des Jahres 1311 bei seiner neuen Stadt ein großes Turnier abzuhalten. Zahlreiche Fürsten folgten seiner Einladung. Es kamen die Fürsten von Mecklenburg, die Grafen von Schwerin und Holstein, die Markgrafen von Brandenburg und Meißen, die Herzöge von Sachsen und Braunschweig. Auch aus Friesland, Franken und Thüringen, ja selbst aus Schwaben, Bayern und Polen stellten sich Fürsten, Grafen und Herren ein.

Von geistlichen Fürsten, die damals keineswegs die Teilnahme an solchen Festlichkeiten zu verschmähen pflegten, erschienen die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen, die Bischöfe von Hildesheim, Halberstadt, Kammin, Schleswig, Lübeck, Brandenburg, Ratzeburg, Schwerin, auch der Erzbischof von Lund in Schonen und mehrere dänische Bischöfe. Die Zahl der Ritter und Edlen, die im Gefolge der Fürsten oder auf eigene Hand das Fest besuchten, betrug an 6000. Zahllos waren die Zuschauer niederen Standes. König Erich selbst kam mit großem Gefolge zu Schiff auf der Warnow und ließ sein Zelt auf dem Turnierplatze — am rechten Ufer der Warnow — aufschlagen. Rings um ihn lagerten sich die übrigen Fürsten und die Ritter. Das Zelt des Königs enthielt zwei Säle, welche mit dem kostbarsten roten Tuch bekleidet und mit vielen Zierraten geschmückt waren.

Täglich hielt der König offene Tafel, nicht nur für die geladenen Turniergäste, sondern auch für alle Zuschauer. Markgraf Waldemar von Brandenburg und Herzog Otto von Lüneburg hatten zwei Brunnen errichtet, welche Tag und Nacht Wein und Bier laufen ließen. Jeder konnte davon schöpfen, so viel er wollte. Auch hatten König Erich und Markgraf Waldemar einen großen Berg Hafer zusammenfahren lassen, von welchem jeder für sein Roß holen konnte.

Am Tage vor dem Beginn des Turnieres sandte der König an den jungen Markgrafen Waldemar von Brandenburg, 19 andere Fürsten und 80 Knappen von hohem Adel, die alle zu Rittern geschlagen zu werden wünschten, je einen scharlachenen Mantel, einen mit russischem Pelzwerk gefütterten Rock und ein dänisches Roß nebst Schild und Schwert. In diesem Schmuck erschienen sie am folgenden Tage im Zelte des Königs und bezeugten ihm ihre Ehrfurcht. Darauf erteilte er ihnen den Ritterschlag (d. 12. Juni). Nachdem man des Morgens die Messe gehört hatte, zog man hinaus auf den Turnierplatz. Fürsten und Ritter teilten sich in zwei Parteien. Auf der einen Seite war König Erich der Anführer. Er hatte bei sich den Herzog von Schleswig mit 300 Kämpfern und noch 6 andere Grafen und Herren mit ihrem Gefolge. Ihm gegenüber führte Markgraf Waldemar die deutschen Fürsten. Nachdem sich die Kämpfer begrüßt hatten, ritten sie mit Lanzen gegen einander, daß die Splitter allenthalben herumflogen. Wer nicht fest im

Sattel saß, rollte in den Sand. Auch viele junge Adlige, die noch nicht zu Rittern geschlagen waren, nahmen an den Kämpfen teil. Wer von ihnen sich auszeichnete, erhielt sogleich von seinem Lehnsherrn den Ritterschlag, und es wurden der Ritter so viele, wie bis dahin kaum in einem großen Königreich gewesen waren.

Bei der Tafel nach dem Turniere wurden die ersten Gerichte von Fürsten und Herren zu Rosse und in eigentümlicher Tracht hereingebracht. Springer, Ringer, Seiltänzer, Musikanten und andere fahrende Leute trugen zur Belustigung der Fürsten und des Volkes bei.

An das eigentliche Turnier schlossen sich noch andere Lustbarkeiten, die noch Wochen lang die Gäste festhielten. Es war bei weitem das glänzendste Fest, das Mecklenburg im Mittelalter erlebte.

9. Klaus Störtebeker in Sage und Lied.

Im Jahre 1389 wurde König Albrecht von Schweden, der ein Mecklenburger Herzog war, im Kriege mit Dänemark gefangen und fast sein ganzes Reich bis auf die Hauptstadt Stockholm von den Dänen erobert. Darauf erließen die Städte Rostock und Wismar einen Aufruf, daß alle, die gegen Dänemark Freibeuterei treiben wollten, in den Häfen der beiden Städte ihren Raub sollten bergen und verkaufen dürfen, wenn sie sich zugleich verpflichteten, das belagerte Stockholm mit Lebensmitteln zu versorgen. Diesem Aufruf folgte eine große Zahl raub- und beutegieriger Leute, die nun die Gewässer der Ostsee unsicher machten. Man nannte sie Vitalienbrüder (von Victualien = Lebensmitteln) oder Likendeeler d. i. Gleichteiler, weil sie ihre Beute oder deren Erlös zu gleichen Teilen unter sich zu verteilen pflegten. Der berühmteste Anführer dieser Likendeeler war Klaus Störtebeker, der wahrscheinlich aus Wismar stammte. So lange er in der Ostsee seine Räubereien trieb, soll er seinen Hauptschlupfwinkel in der Ribnitzer Binnensee gehabt haben, die damals durch einen bei Wustrow vorbeiführenden Wasserlauf mit der Ostsee in Verbindung stand. Später, als König Albrecht im Jahre 1395 freigelassen und der Krieg mit Dänemark beendet war, ging Störtebeker in die

Nordsee und setzte dort sein böses Handwerk fort. Endlich ward er im Jahre 1401 bei Helgoland von Hamburger Schiffen, deren eines, das des Anführers, die „Bunte Kuh aus Flandern" hieß, überwältigt und gefangen nach Hamburg geführt. Als man sein Schiff, den „Roten Teufel", durchsuchte, da fand sich, wie das Volk erzählt, daß die Masten mit Gold ausgegossen waren. Um sich die Freiheit zu erkaufen, soll er versprochen haben, eine goldene Kette zu liefern, die dreimal um Hamburg führte. Die Hamburger aber wiesen das Anerbieten ab und ließen ihn mit seinen Gefährten hinrichten. Vor seinem Tode bat er darum, daß alle seine Gesellen, bei denen er nach seiner Hinrichtung noch vorbeiliefe, begnadigt werden sollten. Und wirklich soll, als ihm der Kopf abgeschlagen war, der Rumpf bis zum fünften Mann gegangen sein. Da warf ihm der Henker einen Klotz vor die Füße, und er stolperte darüber, fiel hin und vermochte sich nicht wieder zu erheben.

Auch in Liedern besang das Volk die Gefangennahme des Räubers und seines Gefährten Gödeke Michael. Ein solches lautet:

1. Störtebeker und Gödeke Micheel,
Dat weeren twee Röver to gliken Deel
To Water un nich to Lande:
Bit dat et Gott im Himmel verdroot,
Do mußten se lieden groot Schande.

2. Störtebeker sprook: Alltohand!
De Westsee is us wohlbekannt,
Dahin wölln wi nu fahren.
De riken Koplüd von Hamburg
Mögt jem ehr Scheep (mögen ihre Schiffe) nu wahren.

3. Nu leepen se wie dull dahin
In ehren bösen Röversinn,
Bit dat man se kreg faaten.
Vie't Hilgeland in aller Fröh
Da mussen se't Haar woll laaten.

4. De bunte Kuh ut Flandern kam
Dat Roov-Schipp up de Hörner nahm
Und stött et wiß in Stücken.

Dat Volk se brogg'n nach Hamburg up
Da mussen se'n Kopp all missen.

5. De Vrone (Frohner, Scharfrichter) de heet Rosenfeld,
Haut aff so manken wilden Held
Den Kopp mit kühlem Moote.
He hedde angeschnöörte Schoh,
Bit an sien Enkel stunn he in Bloote.

10. Das heilige Blut zu Sternberg.

Die Zahl der wunderthätigen Reliquien, die in den mecklenburgischen Kirchen zur Zeit, als Mecklenburg noch katholisch war, die Verehrung der Gläubigen genossen, wurde noch am Vorabend der Reformation durch eine neue vermehrt, deren Ruf für einige Jahrzehnte den aller übrigen überstrahlte, das heilige Blut zu Sternberg.

Ein reicher Jude hatte sich hier im Jahre 1492 durch Bestechung eines armen Priesters einige Hostien zu verschaffen gewußt, und diese waren auf der Hochzeit seiner Tochter von den Gästen, um die christliche Religion zu verspotten, mit Nadeln durchstochen worden. Dabei soll Blut aus den Hostien geflossen sein. Voll Schreck darüber hatten die Juden zwei der Hostien dem Priester zurückgegeben, der sie ihnen verschafft hatte, und dieser hatte sie auf dem Fürstenhofe zu Sternberg in der Erde vergraben. Von Gewissensqualen gefoltert, zeigte er selbst die Sache an, und die schuldigen Juden erlitten die Strafe des Feuertodes. Für die blutenden Hostien aber, die man wieder aufgrub, ward eine besondere Kapelle erbaut, in welcher sie aufbewahrt und zweimal täglich, vor- und nachmittags, den Andächtigen gezeigt wurden. Schon wer sie nur anschaute, verdiente reichen Sündenerlaß, noch größeren, wer dazu betete und Geld opferte. Auch die Pfriemen, mit denen die Juden den Frevel begangen, und die eichene Gartentischplatte, an der sie gesessen hatten, wurden vorgezeigt. Der Fürstenhof ward in ein Kloster umgewandelt. Weithin verbreitete sich der Ruf der Reliquie, und nicht nur aus Mecklenburg, sondern auch aus weiter Ferne strömten die Gläubigen herbei. Besonders beliebt wurden die Wallfahrten

nach Sternberg in Dänemark; selbst die dänische Königsfamilie hat Sternberg aufgesucht. Zahlreiche Wunder sollen die Kraft der Reliquie bekundet haben, Blinde wurden sehend, Lahme gehend, Taube erhielten ihr Gehör wieder, selbst Tote sollen wieder auferstanden sein.

Reiche Gaben dankbarer Pilger flossen alljährlich der Kapelle wie dem Kloster zu, bis zu 400 Gulden, d. i. nach heutigem Geldwert etwa 10000 Mark, sollen die jährlichen Einkünfte betragen haben. Außer den Geldopfern aber gab es fortdauernd reiche Schenkungen aller Art. Der Pabst Leo X. schenkte im Jahre 1514 der Kapelle einen vergoldeten Kelch, die von Gebrechen geheilten Pilger stifteten Nachbildungen geheilter Gliedmaßen in Wachs oder auch in edlem Metall. Auf sechs großen Tüchern hingen an den Wänden der Kapelle die kleineren Stücke aus Gold und Silber. Darunter befand sich z. B. das Bild einer Stadt in Silber getrieben, eine Gabe der Stadt Kolberg, welche im Jahre 1497 von einer Sturmflut bedroht gewesen war und ihre Rettung dem Wunderblut von Sternberg zuschrieb. Luther aber hielt mit Recht das ganze für Lug und Trug und verlangte in seiner gewaltigen Schrift, die den Titel trägt: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung", „daß die wilden Kapellen und Feldkirchen würden zu Boden verstöret, als da sind, da die neuen Wallfahrten hingehen, Wilsnack, Sternberg, Trier — und der Anzahl viel mehr." Und über die Wunder dieser heiligen Stätten urteilte er: „O wie schwer elende Rechenschaft werden die Bischöfe müssen geben! die solches Teufelsgespenst zulassen und den Genuß davon empfangen; sie sollten die ersten sein, dasselbe zu wehren, statt dessen meinen sie, es sei ein göttlich, heilig Ding; sehen nicht, daß der Teufel solches treibt, den Geiz zu stärken, falschen, erdichteten Glauben aufzurichten, Tabernen zu mehren, unnütz Geld und Arbeit zu verlieren und nur das arme Volk an der Nase herumzuführen."

Die Wirkung seiner Worte war auch hier gewaltig, die Wallfahrten wurden selten, und die Mönche des Klosters selbst, die gleich Luther dem Augustinerorden angehörten, nahmen seine Lehre an. Schon im Jahre 1524 konnte er an den Prior des Klosters schreiben: „Ich freue mich, daß Ihr dem bei Euch herrschenden Aberglauben das Maul gestopft und Euren gottlosen Erwerb abgethan habt."

Jetzt ist von all den Kostbarkeiten, die einst Kapelle und Kloster besessen, außer einer Holzschnitzerei, die die Judenverbrennung darstellt, nur noch die eichene Tischplatte vorhanden; sie trägt die Inschrift: dit is de tafele dar de joden dat hillige sacrament up gesteken und gemartelet hefft tom Sternberge im jor 1492. Auch die Kapelle steht noch und wird jetzt als Tauffkapelle benutzt.

---

11. Joachim Slüter.

Im Mittelalter gab es nur ein christliches Bekenntnis, das katholische, dem auch Mecklenburg anhing, seit es ein christliches Land geworden war. Im Verlaufe des Mittelalters aber waren in die katholische Kirche viele Mißbräuche eingedrungen, durch welche die reine christliche Lehre verfälscht und getrübt ward. Auch in Mecklenburg war es nicht besser als anderswo, auch hier stand der Ablaßhandel in Blüte, auch hier war die Geistlichkeit in üppigem Wohlleben entartet. Martin Luther war es, der vom Jahre 1517 ab in Wittenberg in Schrift und Wort gegen die eingerissenen Mißbräuche auftrat und eine Reformation der Kirche verlangte, und der dann, als der Pabst seine Lehren verwarf, sich ganz von der alten Kirche losriß und der Begründer eines neuen christlichen Bekenntnisses, des evangelisch-lutherischen, wurde. Der größere Teil der deutschen Nation schloß sich der neuen Lehre an, und auch Mecklenburg ward noch vor Luthers Tode fast ganz evangelisch. Einer der ersten und zugleich erfolgreichsten Zeugen der Lehre Luthers in unserm Lande war Joachim Slüter, dem die Stadt Rostock die Einführung der Reformation verdankt.

Joachim Slüter war der Sohn eines Fährmannes in Dömitz, der Kutzker hieß. Seine Mutter heiratete nach dem Tode Kutzkers einen andern Mann Namens Slüter, nach dem der Knabe aus der ersten Ehe meistens Slüter genannt ward. Er zeigte früh großen Lerneifer und ward deshalb auf die Universität Rostock gesandt. Im Jahre 1521 ward er dann Lehrer an der Schule, die mit der Petrikirche zu Rostock verbunden war, und im Jahre 1523 Kaplan an derselben Kirche. Durch fleißiges Studium von Luthers Schriften war er ein überzeugter Anhänger seiner Lehre geworden und begann sie

in seinen Predigten zu verbreiten und in der Abendmahlsfeier den Kelch auch den Laien zu reichen, aus dem die katholische Kirche nur dem Priester zu trinken gestattete. Auch führte er den deutschen Kirchengesang ein, für den er schon im Jahre 1525 eine Sammlung von Liedern — das erste Gesangbuch in niederdeutscher Sprache — herausgab.

Ein Mann von feurigem Wesen, besaß er in hohem Maße die Gabe hinreißender Rede, und bald strömten ihm Hörer in Menge zu. Anfangs waren es hauptsächlich die Ärmeren, die seinen Worten lauschten; doch stellte sich schon einer der Ratsherren, Gerdes, heimlich zu seinen Morgenpredigten ein, die andern Ratsherren aber und die vornehmen Geschlechter hielten sich fern, und alle Priester, Prälaten und Mönche waren seine Gegner. Sie wandten sich an Herzog Heinrich und beschuldigten Slüter, er predige den Aufruhr, und Slüter mußte die Stadt verlassen. Aber schon nach neun Monaten kehrte er mit Erlaubnis des Herzogs wieder zurück (1526) und nahm mit neuem Mute den Kampf gegen die papistischen Irrlehren wieder auf. Seine Predigten waren so besucht, daß die Kirche die Menge der Zuhörer nicht mehr fassen konnte; Slüter ließ deshalb während der warmen Sommermonate seine Kanzel im Freien unter einer weit ausgebreiteten, schönen Linde auf dem Kirchhof zu St. Peter aufschlagen. Um ihn besser sehen und hören zu können, kletterten viele in die Zweige der Linde oder in andere Bäume, viele lauschten auch von der Mauer des Kirchhofes und von den Fenstern der Häuser aus, die an dem Platze lagen, seinen Worten. Manche kamen von den entlegensten Stadtteilen her und brachten sich ihr Mittagessen mit, um auch dem Nachmittagsgottesdienste beiwohnen zu können. Am Sonntag predigte er des Morgens über das Evangelium, des Nachmittags über die Epistel, am Montag erklärte er die Schriften der Propheten.

Je mehr sich nun der neuen Lehre zuwandten, desto mehr steigerte sich auch die Erbitterung ihrer Gegner. In allen andern Kirchen und Kapellen der Stadt ward gegen sie gepredigt, man verdrehte den Namen Luther in Lüder und Slüter in Küter, man nannte ihn den „swarten Ketter (Ketzer) to S. Peter“ und warnte, in seine Predigt zu gehen, Fegefeuer und Hölle würden sonst die Strafe sein. Auch Slüters Anhänger hatten Spott und Hohn und Anfeindung zu ertragen,

und wenn einer von ihnen gestorben war, so ward den Schulmeistern verboten, ihn mit Gesängen zum Grabe zu geleiten. Da wußten sich denn die Evangelischen selbst zu helfen; aus Bürgern und Handwerksgesellen bildeten sie einen Chor, der paarweise vor dem Sarge herging und deutsche Psalmen sang. Als trotz aller Anfeindungen die neue Lehre sich immer weiter verbreitete, beschloß der Rat, Slüter festnehmen zu lassen. Die Ratsdiener holten ihn aus seinem Hause und führten ihn über den alten Markt nach der Fischerbrücke hin, um ihn nach der Frohnerei zu bringen, wo er in Haft gehalten werden sollte. Sobald dies aber ruchbar ward, liefen seine Anhänger zusammen, befreiten ihren Seelsorger aus der Hand der Häscher und führten ihn wieder in sein Haus zurück, wo sie ihn eine Zeit lang bewachten, bis der Rat seine Absicht aufgab.

Allen diesen Anfechtungen setzte Slüter christliche Geduld und Sanftmut entgegen. Er betete in seinen Predigten, Gott möge seinen Feinden vergeben und sie bekehren, und mahnte seine Zuhörer, besonders die jungen Bürger und Handwerksgesellen, die oft Neigung hatten die Klöster zu stürmen, die Mönche und Nonnen davonzujagen und die katholischen Priester zu steinigen, sie möchten keinen Aufruhr machen. An dem endlichen Siege der guten Sache zweifelte er nicht und weissagte zuweilen: „Gleich wie der Staub von dem Winde geweht und verweht wird, daß man nicht weiß, wohin er stäubt und fliegt, also werden auch die ungestümen Papisten durch Gottes Geist und kräftiges Wort bald verwehen, daß man nicht wird sehen noch wissen können, wo sie geblieben."

Im Jahre 1528 trat Slüter in den Ehestand, wie auch Luther einige Jahre vorher gethan hatte, dem Brauche der katholischen Kirche entgegen, nach dem die Priester unvermählt bleiben sollen. Der Rat, noch immer feindlich, verbot den Ratsspielleuten, den Hochzeitszug zu begleiten. Slüter ließ statt der Musik die Glocken der Petrikirche läuten, und lutherische Schüler gingen vor dem Paare und geleiteten es, Psalmen singend, in die Kirche und wieder ins Hochzeitshaus zurück. Zum Hochzeitsmahl wollten die lutherischen Studenten zwei große Kannen Wein schenken, die Papisten aber überfielen die Träger, verschütteten den Wein und zertraten die Kannen.

Endlich gelangte Slüters unerschütterliche Glaubensfestigkeit zum Siege, im Jahre 1531 wandte sich auch der Rat der neuen Lehre

zu und befahl, daß in sämtlichen Kirchen Rostocks die katholischen Ceremonien abgeschafft und das Wort Gottes lauter und rein gepredigt werden sollte. Nicht lange aber sollte sich Slüter dieses Sieges freuen. Aufgerieben durch die Arbeiten seines Berufes und die steten Anfechtungen, erkrankte er im März des folgenden Jahres (1532). Aber wenn auch schwach und krank am Leibe, blieb er doch noch im Geiste stark und ließ sich, solange es noch anging, auf die Kanzel führen, um seines Amtes zu warten. Die Schwachheit seines Leibes aber nahm zu, und gegen Pfingsten mußte er sich zu Bette legen. Er starb am Pfingsttage (den 19. Mai) und ward auf dem Petrikirchhofe unweit von der Thüre seines Hauses begraben.

Die dankbare Stadt Rostock hat ihm dort ein Denkmal errichtet, auf dem Bibel und Kelch als Wahrzeichen der lutherischen Lehre dargestellt sind.

12. Johann Albrecht I.

Um die Zeit, als Luther starb (1546), zog gegen die Bekenner seiner Lehre in Deutschland eine schwere Gefahr heran. Die deutsche Kaiserkrone trug damals Karl V., der zugleich König von Spanien war, ein Mann, der weder die deutsche Sprache kannte noch ein Herz für das deutsche Volk hatte und der den Abfall der Evangelischen von der römischen Kirche niemals gebilligt hatte. Er begann noch im Todesjahre Luthers einen Krieg gegen die beiden mächtigsten protestantischen Fürsten, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen. Mit einem Heere von Spaniern und anderen Ausländern rückte er in Deutschland ein, und mit ihm vereinigte sich Herzog Moritz von Sachsen, der aus persönlichem Ehrgeiz die Sache seiner Glaubensgenossen im Stiche ließ. Johann Friedrich wurde bei Mühlberg geschlagen und gefangen. Auch Landgraf Philipp ward vom Kaiser, als er sich ihm unterwarf, in Gewahrsam genommen. Darauf ließ der Kaiser, um die Rückkehr der Protestanten in die katholische Kirche vorzubereiten, in Augsburg von katholischen Gelehrten ein Glaubensbekenntnis ausarbeiten, das zwar den Protestanten einige Zugeständnisse machte, aber in wesentlichen Stücken die Lehre Luthers preisgab, und befahl, daß dieses Bekenntnis

einstweilen im ganzen Reiche Geltung haben sollte, bis auf einer allgemeinen Kirchenversammlung volle Verständigung herbeigeführt werde. Weil dieses Bekenntnis nur „einstweilen" gelten sollte, nannte man es das Augsburger „Interim". An alle evangelischen Fürsten und Reichsstände ergingen kaiserliche Schreiben, in denen die Annahme dieses Interim verlangt ward. Wer sie weigerte, hatte das gleiche Schicksal zu erwarten, wie es die beiden mächtigsten protestantischen Fürsten bereits betroffen hatte. Es schien also, als wenn das Werk Luthers einem schnellen Untergang geweiht sei.

Daß der Protestantismus diese schwere Gefahr überdauerte und daß insbesondere in Mecklenburg die Reformation zur vollständigen Durchführung gelangte, ist zum großen Teil das Verdienst des Herzogs Johann Albrecht I., eines der bedeutendsten Fürsten, die Mecklenburg je gehabt hat.

Obgleich Johann Albrechts Vater, Herzog Albrecht (der Schöne), der mit seinem Bruder, Herzog Heinrich (dem Friedfertigen), seit 1503 in Mecklenburg regierte, ein Anhänger der alten Kirche war, hatte er doch seinen ältesten Sohn, Johann Albrecht, an den Hof des ihm verwandten lutherischen Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg gesandt, wo derselbe eine ganz lutherische Erziehung erhielt.

So war dem jungen Fürsten die lutherische Lehre bereits zur festen inneren Überzeugung geworden, als er im Jahre 1547, erst 21 Jahre alt, den Herzogsthron von Mecklenburg bestieg. Die Nachricht von dem Tode seines Vaters erhielt Johann Albrecht im Feldlager des Kaisers, wohin ihn sein Vater gesandt hatte. Er eilte heim, um die Regierung anzutreten, kehrte aber dann noch einmal zurück und war Zeuge von dem Siege des Kaisers und der Gefangennahme Johann Friedrichs. Trotz dieser Erlebnisse war er entschlossen lieber alles zu dulden als sich dem Interim zu fügen und wußte auch seinem Oheim, dem bedächtigen und vorsichtigen Herzog Heinrich, die gleiche Festigkeit einzuflößen. Beide beriefen, als der Kaiser ihnen mehrfach drohende Aufforderungen sandte dem Interim beizutreten, die Stände ihres Landes (die Geistlichkeit, die Ritterschaft und die Vertreter der Städte) zu einem Landtage nach Sternberg.

Eine halbe Meile nordwestlich von Sternberg liegt der Hof Sagsdorf, und in einem Wiesenthal nahe dabei führt eine Brücke über die Warnow. Hier, an der „Sagsdorfer Brücke",

hatten sich schon oft die Fürsten und Stände des Landes versammelt, die nach der Sitte des Mittelalters ihre Landtage unter freiem Himmel abhielten. Noch nie aber waren sie in so großer Zahl erschienen wie am 20. Juni des Jahres 1549. Die Verhandlungen eröffnete der Kanzler des Herzogs Johann Albrecht, Johann von Luckau, mit einer eindringlichen Rede. Er erklärte darin den Entschluß der Fürsten, die reine Lehre beizubehalten, die „gotteslästerliche Schrift von Augsburg" zu verwerfen und geduldig alle daraus entstehenden Gefahren auf sich zu nehmen, und mahnte die Stände zu dem gleichen Entschlusse. Fast einstimmig traten diese dem Antrage der Fürsten bei und erklärten sich bereit, als getreue Unterthanen Gut und Blut für die reine Lehre einzusetzen. Dieser Beschluß der Fürsten und Stände, in der damaligen Lage eine That hohen Glaubensmutes, macht den 20. Juni 1549 zu einem der denkwürdigsten Tage unserer Landesgeschichte und sichert schon allein dem Fürsten, der das Hauptverdienst um diesen Beschluß hat, dem Herzog Johann Albrecht, den Anspruch auf die Dankbarkeit der Nachwelt.

Johann Albrecht aber that noch mehr. Er fand auch Mittel, sein Land vor dem Angriff durch die kaiserlichen Heere, der es nun bedrohte, zu schützen. Vorzugsweise durch seine eifrigen Bemühungen kam nämlich eine große Verschwörung deutscher Fürsten gegen den Kaiser zustande, für

Von den beiden Fürsten vor dem Zelte auf dem nebenstehenden Bilde ist der stehende Herzog Johann Albrecht, der sitzende Herzog Heinrich, rechts auf den Stufen des Thrones steht Herzog Magnus, Sohn des Herzogs Heinrich, Administrator des Bistums Schwerin. Der Sprecher im Vordergrunde ist der Kanzler Johann Albrechts, Johann von Luckau. Links von ihm stehen die beiden lutherischen Superintendenten Johann Riebling von Parchim und Gerhard Oemike von Güstrow, hinter ihnen lutherische Geistliche und Professoren der Universität Rostock, links im Vordergrunde einige katholische Geistliche. Rechts schließt sich an das Zelt neben einigen Adligen aus der unmittelbaren Umgebung des Fürsten die Gruppe der Bürgermeister an. Rechts im Vordergrunde, durch die Warnow von der übrigen Versammlung getrennt, ist die Ritterschaft durch eine Anzahl Vertreter in Waffenrüstung dargestellt. Die Brücke rechts im Hintergrund ist die bei Sagsdorf, die Kirche links die von Sternberg. An der Spitze des Gewölbebogens sind die Wappen der drei Kreise, des mecklenburgischen, wendischen und stargardischen abgebildet, zu beiden Seiten davon am Rande des Bogens die Wappen der hervorragendsten mecklenburgischen Adelsgeschlechter der damaligen Zeit; die Wappen unterhalb des Gemäldes sind von links nach rechts die der sechs Städte Rostock, Wismar, Neubrandenburg, Güstrow, Parchim, Schwerin.



Landtag an der Hagsdorfer Warnowbrücke bei Sternberg am 20. Juni 1549
(nach dem Greve'schen Bild in der Turmhalle der Kirche zu Sternberg).

die es gelang, sogar Herzog Moritz von Sachsen, den bisherigen Verbündeten des Kaisers, zu gewinnen. Im Anfang des Jahres 1552 erhoben die Verschworenen offen die Waffen. Johann Albrecht brach plötzlich und unerwartet mit 600 wohlgerüsteten Reitern aus Mecklenburg auf und vereinigte sich in Süddeutschland mit Herzog Moritz und den übrigen Verbündeten. Der Kaiser hielt sich in Innsbruck auf. Die Verbündeten zogen gegen ihn und erstürmten am 19. Mai den Eingang in das Alpenthal des Inn, die wohlbefestigte und stark besetzte Ehrenberger Klause, allen voran als Anführer einer Söldnerabteilung Johann Albrechts jüngerer Bruder, Herzog Georg, der „wilde Jörg", der wegen seiner stürmischen, todesverachtenden Tapferkeit schon im ganzen Reiche bekannt und gefeiert war. Der Kaiser, der gichtkrank war, mußte sich, um nicht gefangen zu werden, durch Sturm und Unwetter in einer Sänfte nachts auf beschwerlichen Pfaden über die Berge tragen lassen und knüpfte sogleich Friedensverhandlungen an. Diese fanden ihren Abschluß in dem Augsburger Religionsfrieden (1555), worin den Protestanten freie Religionsübung zugestanden wurde. So war das Werk Luthers vor der Vernichtung gerettet und konnte nun in Frieden zur vollständigen Durchführung gelangen. Dies ließ Johann Albrecht nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge seine erste Sorge sein. Er beseitigte allmählich die letzten Reste des Katholizismus in Mecklenburg, ließ die Klöster einziehen, berief tüchtige und evangelisch gesinnte Professoren an die Universität Rostock und errichtete Gymnasien und Volksschulen. Selbst sehr kenntnisreich und voll Eifer für die Wissenschaften, besuchte er oft persönlich die Schulen und prüfte die Kenntnisse der Schüler. Auch auf allen anderen Gebieten war er unermüdlich bedacht das Wohl seines Volkes zu fördern, er ordnete die Rechtspflege, suchte Handel und Schiffahrt zu heben und ließ den Schweriner See mit der Wismarschen Bucht durch einen Kanal verbinden. Besonderes Interesse hatte er für schöne Bauten; deren entstand eine ganze Reihe in seiner Zeit, die hervorragendsten derselben sind der Durchbau des Fürstenhofes zu Wismar und die Erneuerung des Schweriner Schlosses.

Neben seiner vielseitigen Regierungsthätigkeit fand er noch Zeit zu eigenen wissenschaftlichen Studien. Ihnen widmete er die frühen Morgen- und späten Abendstunden und hatte sich dafür einen eigenen Stundenplan entwerfen lassen.

Erst 50 Jahre alt starb er den 12. Dezember 1576 und ward in der heiligen Blutskapelle im Dom zu Schwerin, die er selber zur Begräbnisstätte des Fürstenhauses bestimmt hatte, beigesetzt.

---

13. Adolf Friedrich I.

Zweimal haben im Verlaufe der sieben Jahrhunderte, die von der Wiedereinsetzung Pribislavs (1167) bis auf den heutigen Tag verflossen sind, Fürsten aus Niclots Geschlecht den Thron Mecklenburgs auf kurze Zeit vor einem fremden Eroberer räumen müssen, das erste Mal im dreißigjährigen Kriege, das zweite Mal zu Anfang dieses Jahrhunderts. Im dreißigjährigen Kriege wurden von diesem Schicksal zwei Brüder betroffen, die Herzöge Adolf Friedrich I. und Johann Albrecht II., die im Jahre 1621 die mecklenburgischen Lande unter sich teilten.*)

Als sie diese Teilung vollzogen, herrschte noch Friede in Norddeutschland. Im Süden Deutschlands aber hatte bereits der unselige Krieg begonnen, der drei Jahrzehnte lang unser Vaterland auf das entsetzlichste verheerte. Nur zu bald ward auch Norddeutschland in den Kampf hineingezogen.

Die Böhmen waren es, die im Jahre 1618 die Fahne des Aufruhrs erhoben, weil sie in der Ausübung ihrer Religion, des Protestantismus, beeinträchtigt wurden. Sie erklärten den Kaiser Ferdinand II. als „Erbfeind des evangelischen Glaubens" der böhmischen Krone für verlustig und wählten den jungen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige. Der Kaiser fand Beistand an dem katholischen Fürstenbunde der „Liga", besiegte Friedrich V. bei Prag (1620) und rottete in ganz Böhmen mit Gewalt den Protestantismus aus.

An diesem ersten Teil des Krieges hatte sich die überwiegende Mehrzahl der norddeutschen Fürsten nicht beteiligt. Als aber der General der Liga, Tilly, auch Norddeutschland bedrohte, griff König Christian IV. von Dänemark, Friedrichs V. Schwager, der als Herzog von Holstein deutscher Reichsfürst

---

*) Dies ist die zweite Hauptlandesteilung, die erste war 1229, (s. o. S. 18. Anm.), die dritte 1701.

war, für die Sache der Protestanten zum Schwerte. Gegen ihn rückte Tilly nach Norden, und für den Kaiser, der in Geldnot war, warb der reiche böhmische Edelmann Albrecht von Wallenstein auf eigene Kosten ein Heer, das er ebenfalls nach Norden führte. König Christian ward von Tilly im Braunschweigischen geschlagen (1626.) Seine Truppen wandten sich auf dem Rückzuge zum Teil nach Mecklenburg, das sie schon auf ihrem Marsche nach Süden durchzogen hatten, und hielten das Land besetzt, bis sie im Jahre 1627 von Tilly und Wallenstein daraus vertrieben wurden. So ward auch Mecklenburg zum Schauplatz des Krieges.

Indessen betrat Tilly das Land nur an der Grenze bei Boizenburg, Wallenstein hingegen ließ ganz Mecklenburg besetzen und faßte den Plan, sich vom Kaiser zum Herzog von Mecklenburg ernennen zu lassen. Obgleich die Herzöge sich mit eigenen Truppen am Kriege nicht beteiligt, sondern nur den Dänen Durchzug durch ihr Land gewährt hatten, willfahrte doch der Kaiser dem Gesuche Wallensteins und stellte ihm am 19. Januar 1628 eine Urkunde aus, in der er wider alles Recht und Herkommen die bisherigen Herzöge für abgesetzt erklärte und Wallenstein und seinen Erben das ganze Land mit allen seinen Einkünften und Rechten überwies.

Im Juli des Jahres 1628 kam Wallenstein selbst, nachdem er vorher die beiden Herzöge hatte aus dem Lande weisen lassen, nach Mecklenburg und schlug seine Residenz im Güstrower Schlosse auf. Da ihm dieses nicht groß und stattlich genug erschien, so ließ er eine von Johann Albrecht II. erbaute Kirche abbrechen und benutzte die Steine zum Bau eines neuen Flügels am Schlosse. Um es im Innern recht prächtig auszustatten, ließ er 2000 Stück Tapeten aus Gitschin kommen, auch schöne Bilder an den Wänden aufhängen. Überhaupt entfaltete er einen übermäßigen Pomp, indem er wie andere Emporkömmlinge durch Pracht und Verschwendung zu ersetzen suchte, was ihm an Adel der Geburt fehlte. 70 Grafen, Freiherren und Edelleute mußten ihm bei Tafel aufwarten, 100 Leibschützen und 24 Trabanten begleiteten ihn, selbst seine Köche und Stallmeister trugen als Schmuck goldene Ketten. Doch verbrachte der neue Herzog keineswegs seine Zeit nur mit Festen und Gelagen, vielmehr entfaltete er eine eifrige Regierungsthätigkeit

und suchte das Wohl des ihm anvertrauten Landes durch mancherlei nützliche Maßregeln und Einrichtungen zu heben. Mitte 1629 verließ er das Land und kehrte auch nicht wieder zurück, doch blieb er fortdauernd im Besitze, und alle Klagen und Proteste der Herzöge waren erfolglos.

Sie hatten ihre erste Zuflucht bei befreundeten Fürsten in Mitteldeutschland gefunden. Im Anfang des Jahres 1630 nahmen sie ihren Wohnsitz in Lübeck, um ihrem Lande näher zu sein. Auf dem Wege dorthin mußte sich Herzog Adolf Friedrich heimlich und in Verkleidung durch sein eigenes Land durchschleichen. Johann Albrecht vermied auf seiner Reise Mecklenburg, doch verbreitete sich das Gerücht, er sei als Bauer verkleidet im Lande gesehen, und Wallenstein ließ eifrig durch Soldaten auf ihn fahnden.

In dem Schwedenkönig Gustav Adolf, der im Jahre 1630 an der Küste Pommerns landete, erschien dem bedrängten Protestantismus und auch den vertriebenen Fürsten der Retter. Gustav Adolf konnte allerdings zuerst nur einen kleinen Teil seines Heeres nach Mecklenburg senden, da er den Rest zur Eroberung von Pommern brauchte. Auch konnte er nicht hindern, daß Tilly die Stadt Neubrandenburg kurz, nachdem sie von den Schweden besetzt war, wieder eroberte (den 19. März 1631) und seinen Soldaten zu einer dreitägigen Plünderung preisgab. Tilly aber zog eben so schnell, wie er gekommen war, auch wieder ab, und nun rückten die Herzöge mit 6000 Mann in ihr Land ein und nahmen es, von den Schweden unterstützt, in wenigen Tagen wieder in Besitz. Zwar gab Wallenstein seine Ansprüche nicht auf, nach dessen Ermordung aber (1634) traten die Herzöge dem Frieden bei, den die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg mit dem Kaiser schlossen (1635), und wurden wieder in die Gnade des Kaisers aufgenommen. Freilich kamen nun erst recht schlimme Zeiten für das unglückliche Land. Es wurde noch mehrmals der Schauplatz des Krieges, der zwischen den Schweden und dem Kaiser noch 13 Jahre fortdauerte, und dabei von beiden Parteien auf das entsetzlichste verheert und ausgeplündert. Im Frieden, der im Jahre 1648 den dreißigjährigen Kampf beendete, wurde die alte, schöne und berühmte Hansastadt Wismar an Schweden abgetreten.

In diesen schweren Zeiten hatte Herzog Adolf Friedrich, da Johann Albrecht im Jahre 1636 gestorben und sein Sohn Gustav Adolf noch minderjährig war, die Regierung des Landes allein zu führen.

Er suchte, soviel ihm möglich war, die Not zu lindern und nach dem Friedensschluß, den er noch um 10 Jahre überlebte, die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hatte. Aber nur langsam erholte sich das Land. Es hatte um das Jahr 1618 etwa 300,000 Bewohner, im Jahre 1648 nur noch 50,000, die in äußerster Dürftigkeit ihr Dasein fristeten. Im Beginn des 18. Jahrhunderts war die Zahl erst wieder auf 100,000 gestiegen.

---

14. Die Schreckensjahre 1637 und 1638.

Bis zum Jahre 1626 blieb Mecklenburg von den Drangsalen des Krieges gänzlich verschont. Desto reichlicher sollte es sie nachher kennen lernen. Die ersten fremden Truppen, die — im Jahre 1626 — unser Land betraten, waren Dänen; sie kamen als Freunde, und doch verübten sie mancherlei Unbill. Schlimmer trieben es schon die Kaiserlichen, die im Jahre 1627 auf der Verfolgung der geschlagenen Dänen Mecklenburg besetzten. Doch ließ ihr Führer, Wallenstein, sobald er selbst sein Auge auf das Land geworfen hatte, gute Mannszucht halten. Schwer ward im Jahre 1631 der Südosten des Landes mitgenommen durch den schnellen Zug Tillys, dem die Stadt Neubrandenburg zum Opfer fiel; aber der Schade traf doch nur einen kleinen Teil des Landes. Schlimmer als die Schäden, die der Krieg verursachte, war in diesen Jahren die Verheerung, die die Pest anrichtete. Sie trat schon 1624 in Rostock auf, wo ihr damals 722 Menschen erlagen. Bis zum Jahre 1626 starben in Neubrandenburg 1000, in Parchim 1600 Menschen. Im Jahre 1629 ward sie durch ein kaiserliches Regiment wieder eingeschleppt und steigerte sich im Sommer des Jahres 1630 derart, daß z. B. in der kleinen Stadt Plau 600 Personen daran starben.

Der Friede zu Prag, den im Jahre 1635 die Kurfürsten

von Brandenburg und Sachsen mit dem Kaiser schlossen und dem auch die Herzöge von Mecklenburg beitraten, änderte nur die Stellung der Parteien, ohne den Krieg zu beenden. Von nun an bekämpften die Brandenburger und Sachsen mit den Kaiserlichen die Schweden, die sich in Wismar und Pommern festgesetzt hatten, und mehr und mehr ward Mecklenburg, das jetzt von den Schweden als Feindesland behandelt ward, durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen. In den Jahren 1635 und 1636 ward wieder der Südosten am härtesten betroffen. Plau hatte vom 1. April bis zum 31. Dezember 1636 15 Plünderungen auszuhalten, dreizehnmal durch die Kaiserlichen, zweimal durch die Schweden und kam schon damals an den Rand des Untergangs. Für das Land im ganzen aber waren die ärgsten Not- und Schreckensjahre erst die beiden folgenden, 1637 und 1638.

Am 10. März 1637 starb der alte Herzog Bogislav von Pommern, ohne einen Erben zu hinterlassen, und sowohl die Schweden wie die Brandenburger, die der Kaiser unterstützte, machten Ansprüche auf sein Land.

Zwei Jahre lang wogte nun in Pommern und Mecklenburg der Kampf hin und her, wobei beide Parteien, die Kaiserlichen nicht weniger wie die Schweden, auf das entsetzlichste in dem unglücklichen Lande hausten. Ein Vorstoß der Schweden nach Süden eröffnete den Feldzug, sie wurden aber nach Pommern zurückgedrängt, und die Kaiserlichen unter General Gallas überfluteten nun Mecklenburg (Juli 1637). Am 23. Juli wurden die drei Städte Lübz, Parchim und Crivitz von den Wallonen uud Croaten ausgeplündert. In Lübz wüteten sie so, daß alles flüchtete, was sich zu retten vermochte, und noch fünf Wochen nach ihrem Abzug niemand sich wieder in die Stadt wagte. Hart war auch das Schicksal von Parchim, das vorher, wie der alte Chronist sagt, „hoch und herrlich gewesen war und nun jämmerlich und elend ward". Die Plünderung war hier so gründlich, daß dreihundert und etliche siebzig Wagen zusammengebracht werden mußten, um den Raub fortzuschaffen. Schier alle Einwohner wurden dadurch arme Leute. Trotzdem wurden der Stadt durch andere nachrückende kaiserliche Truppen, die vom September 1637 bis zum März 1638 hier in Quartier lagen, noch 5313 Thaler, 865 Tonnen Bier und 73,738 Pfd. Brote abgepreßt.

Ähnlich ging es auch den andern benachbarten Städten und den Dörfern. Im Amte Neustadt steckten die Kaiserlichen die Bauern, welche nicht verraten wollten, wo sie ihr Geld verborgen hatten, in Backöfen und verbrannten sie bei lebendigem Leibe. In Malchow gaben sie dem Pastor den „Schwedentrunk", d. h. sie gossen ihm Mistjauche in den Mund, dann traten sie ihn so lange mit Füßen, bis er den eklen Trank wieder ausspie.

Ein Teil der Kaiserlichen wandte sich nach Norden gegen Wismar nnd Warnemünde, und wohin sie kamen, brachten sie Jammer und Verzweiflung mit sich. Ein anderer Haufe rückte über Güstrow nach Pommern. Seine Unthaten schildert der damalige Superintendent in Güstrow, Dr. Lucas Bacmeister, mit folgenden Worten: „Unser teures Vaterland, welches keinem der Nachbarländer an Zahl der Einwohner, im Reichtum an Getreide und Vieh aller Art nachstand, — o guter Gott, wie ist es jetzt verwüstet und zur Einöde gemacht! Wie viele heiße Klagen vernimmt man jetzt nicht über tyrannische Bedrückung, über unaufhörlichen Raub, über maßlose Erpressungen, über den Mord von Edlen und Unedlen, über Niederbrennen von Höfen und Dörfern, über Wegtreibung des Viehes, über Abschneiden von Nasen und Ohren und über andere schändliche Verbrechen! Wie fliehet jetzt nicht alles vom Lande und aus den kleinen Städten in die größeren befestigten Orte, und wie groß ist nicht jetzt dort die Anzahl solcher Flüchtlinge, welche vor Hunger dahinsiechen? Man schaudert zu berichten, welche Schandthaten an den Kirchen und Geistlichen, ja selbst an den Gebeinen der Entschlafenen verübt werden. Denn in diesem Kriege, wo das Soldaten-Gesindel jede Furcht Gottes von sich abgeworfen hat, richtet sich der räuberische Angriff in der Regel zuerst auf die Kirchen. — Auch die Geistlichen werden nicht geschont. Die meisten derselben, welche ihr Amt nicht im Stiche ließen, wurden ohne Achtung vor der Heiligkeit desselben oder vor ihrem grauem Haare in den Häusern, auf den Feldern oder in den Gebüschen, wo sie sich und die Ihrigen sicher geglaubt hatten, mit Hülfe der Hunde aufgespürt, um sie zu foltern oder selbst zu töten, wenn sie sich nicht durch ein übermäßiges Lösegeld loskauften. Diejenigen, welche man fand, wurden grausam mit ledernen Riemen zerschlagen, mit dem

Aufhängen bedrohet, mit Füßen getreten, ihnen wurden knotige Stricke um die Stirne so stark zusammengedrehet, daß ihnen die Augen zum Kopfe heraustraten und Blut aus Nase und Ohren entströmte; sie wurden an Pferde gebunden oder auf den Boden niedergestreckt und mit dem Schwedentrunk gemartert, — alles dies, um etwa verborgenes Geld von ihnen zu erpressen. Manche wurden so sehr gepeinigt, daß sie an den Folgen davon bald darauf starben."

Unter solchen Verhältnissen war eine geordnete Ackerbestellung völlig unmöglich, und da überdies das Land noch alle die fremden Gäste zu ernähren hatte und auch das Vieh geraubt oder von den Soldaten verzehrt ward, so entstand im Jahre 1638 eine entsetzliche Hungersnot. Man mußte zu den ungesundesten und ekelhaftesten Nahrungsmitteln seine Zuflucht nehmen und Hunde, Katzen, Mäuse, Ratten, ja selbst das Fleisch der Leichname essen. Und dazu kam noch die Pest, die von den fremden Truppen aufs neue eingeschleppt ward und noch weit ärgere Verheerung anrichtete als früher. In Neubrandenburg sollen damals 8000, in Güstrow sogar 20000 Menschen an der Pest gestorben sein. Im ganzen erlag über die Hälfte der noch vorhandenen Bevölkerung der Krankheit.

Im Oktober 1638 wurden die Kaiserlichen durch die Schweden wieder aus Mecklenburg hinausgetrieben, die Schweden aber hausten ebenso unmenschlich wie jene. So erbrachen sie in Doberan die Kirche, öffneten die alten fürstlichen Begräbnisse, rissen die Leichen heraus und warfen sie den Hunden zum Fraße vor, zerschlugen die hölzernen Särge und schmolzen die zinnernen ein, stürzten auch Kirchenpfeiler und den Altar um, zerstörten die Orgel, raubten den Kirchenornat und eine Glocke und rissen vom Dach und Turm das Kupfer und Blei los, zusammen über 250 Pfd. im Werte von 16000 Thalern. Da es an Zugtieren mangelte, um die Beute fortzuschaffen, so stöberte man die Geflüchteten aus den Morästen und Gehölzen auf und spannte sie vor die Wagen.

Endlich im Anfang des Jahres 1639 zogen die Schweden nach Süden ab, und das zertretene Land konnte ein wenig aufatmen. Noch einmal hatte es in den Jahren 1643 und 1644 die Schrecken des Krieges durchzukosten, als eine schwedische Armee durch Mecklenburg nach Holstein zog, von den Kaiser-

lichen verfolgt. Es wird wenig mehr zu rauben gegeben haben. Und als im Jahre 1648 der Friede dem dreißigjährigen Ringen ein Ende machte, glich das Land einer Wüste. Manche Städte waren fast menschenleer, in andern lagen ganze Straßen in Trümmern. Weit schwereren Schaden aber hatte der Bauernstand erlitten. Von den Dörfern waren viele gänzlich zerstört, im Amte Stavenhagen z. B. allein ihrer dreißig; hier waren von 5000 Einwohnern nur 329 übrig geblieben. Im ganzen Amte Neukalen gab es nur einen Bauern und drei Häusler. Der Zustand des Landes war ähnlich wie im 12. Jahrhundert, als die deutschen es von den Wenden erobert hatten. Was in vier Jahrhunderten der Fleiß der Bewohner geschaffen hatte, war vernichtet, und grade wie im 12. und 13. Jahrhundert mußte man Kolonisten von auswärts ins Land rufen, um es wieder zu besiedeln, viele Dörfer aber wurden überhaupt nicht wieder aufgebaut, sondern ihre Feldfluren mit Wald bepflanzt oder zu den großen Gütern gelegt, die seitdem die kleinen Bauernwirtschaften größtenteils aufsogen und verdrängten.

---

15. Friedrich Franz I.

Die Stadt Wismar, die Herzog Adolf Friedrich im Westfälischen Frieden an Schweden hatte abtreten müssen, ist 1½ Jahrhunderte in dessen Besitz geblieben, im Jahre 1803 aber gelang es dem Herzog Friedrich Franz I., der seit 1785 in Mecklenburg-Schwerin*) regierte, die alte deutsche Stadt für Deutschland und Mecklenburg wieder zu erwerben. Sie ward von Schweden gegen Zahlung der Summe von 1875000 Thalern abgetreten. Wenige Jahre, nachdem er diesen Gebietszuwachs gewonnen hatte, verlor Herzog Friedrich Franz für kurze Zeit sein ganzes Land, wie einst Herzog Adolf Friedrich. Napoleon I., der allmächtige Kaiser der Franzosen, war es, der in seiner Ländergier seine Hand auch nach Mecklenburg ausstreckte.

Im Jahre 1701 waren die mecklenburgischen Lande in die beiden Herzogtümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz geteilt worden. Der letzte gemeinsame Stammvater beider Linien ist Herzog Adolf Friedrich I. (S. o. N. 13).

Im Jahre 1806 griff Napoleon, der schon Östreich besiegt hatte, auch Preußen an und schlug das preußische Heer bei Jena und Auerstädt. Ein Teil desselben, befehligt von General Blücher, unserm Landsmann, der später als „Marschall Vorwärts" das Beste für Deutschlands Befreiung that, zog sich durch Mecklenburg nach Holstein zurück. Ihm folgten französische Truppenkorps, die so auch nach Mecklenburg kamen. Obgleich sich der Herzog dem Kriege fern gehalten hatte, so schalteten die Franzosen doch wie in Feindesland, und unser armes Vaterland mußte eine Plünderung über sich ergehen lassen, wie es im dreißigjährigen Kriege kaum schlimmer erlebt hatte. Ja, nicht genug damit, am 28. November 1806 erließ Napoleon einen Befehl, nach dem von diesem Tage ab das Land „im Namen des Kaisers der Franzosen regiert und verwaltet werden sollte." Damit war unser Fürstenhaus seines Thrones beraubt. Alle Behörden mußten dem Kaiser den Eid der Treue schwören, und zum äußeren Zeichen der Schmach wurde an allen öffentlichen Gebäuden das herzogliche Wappen beseitigt und der französische Adler an dessen Stelle gesetzt.

Herzog Friedrich Franz, der in Ludwigslust, seiner Lieblingsresidenz, weilte, versuchte durch Gesandte Napoleon zur Aufhebung der harten und ungerechten Maßregel zu bewegen, erhielt aber am 22. Dezember den kurzen Befehl, mit seiner ganzen Familie Mecklenburg zu verlassen. Mit blutendem Herzen nahm Friedrich Franz von dem Lande seiner Väter, an dem er mit inniger Liebe hing, Abschied und reiste nach Altona. Lange dauerte indessen die Verbannung nicht; durch den russischen Kaiser, mit dem Friedrich Franz verwandt war, ließ sich Napoleon bestimmen, um die Mitte des Jahres 1807 Mecklenburg seinem alten Herrn zurückzugeben. Von dem Jubel seiner getreuen Landeskinder empfangen, konnte Friedrich Franz wieder seinen Einzug halten. Damit aber waren die Leiden des Landes noch nicht zu Ende. Auch in den folgenden Jahren ward es häufig von französischen Truppenabteilungen durchzogen, so besonders im Jahre 1809, als der Major von Schill, der auf eigene Hand einen Volksaufstand gegen die Franzosen zu entfesseln versucht hatte, sich durch Mecklenburg nach Stralsund durchschlug, wo er im Straßenkampf seinen Tod fand. Vom Jahre 1810 ab nahm eine französische Division Quartier an der Küste, um sie zu bewachen, und mußte auf Kosten des

Landes verpflegt werden. Und als dann im Jahre 1812 Napoleon seine Heeresmassen gegen Rußland führte, mußten auch die mecklenburgischen Truppen, 1700 Mann stark, mitziehen. Wie die ganze große Armee, so fanden auch sie auf den russischen Schnee- und Eisfeldern ihren Untergang; kaum 100 sahen die Heimat wieder.

Nun aber kam die Zeit der Vergeltung. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen rief sein Volk zu den Waffen, und der erste deutsche Fürst, der ihm folgte, war Herzog Friedrich Franz I. Auch in Mecklenburg reihte sich alles, was die Waffen führen konnte, unter die Fahnen, und wer nicht mehr kampffähig war, trug in Geld oder Geldeswert sein Schärflein für die große Sache bei.

Noch einmal aber ward eine Zeit der Sorge und Prüfung über Mecklenburg verhängt. In Hamburg setzte sich der französische General Davoust mit einem Heer von über 40000 Mann fest und rückte von da aus wieder in Mecklenburg ein. Die Truppen, die ihm gegenübergestellt wurden und zu denen auch die Mecklenburg-Schweriner gehörten, waren weniger zahlreich und mußten den Westen des Landes räumen. Auch Schwerin ward noch einmal von den Franzosen besetzt. In dieser Zeit war es, wo der Dichter Theodor Körner, der in das Lützow'sche Freikorps, die „schwarze Schaar" eingetreten war, auf einem Streifzuge bei Rosenberg (den 26. August) den Heldentod fürs Vaterland starb. Endlich zog sich Davoust wieder nach Hamburg zurück, und seitdem hat kein französischer Soldat in Waffen den Boden unseres Landes wieder betreten. Als die Mecklenburger auf dem Kriegsschauplatz im Norden entbehrlich geworden waren, wurden sie nach Westen gesandt, fanden aber weder 1814 noch auch 1815, wo sie wieder ausrückten, Gelegenheit an wichtigen Ereignissen teilzunehmen. Besseres Glück hatte das Husarenregiment, das die Strelitzer aus Freiwilligen gegründet hatten. Es ward der Armee Blüchers zugeteilt und zeichnete sich besonders in der Schlacht bei Leipzig glänzend aus.

Nach Beendigung des Krieges erhielten die beiden mecklenburgischen Herzöge die großherzogliche Würde. Friedrich Franz lebte, im ganzen Lande von Hoch und Gering geliebt und verehrt, nach dem Kriege noch 22 Jahre und starb im Jahre 1837, nachdem er 52 Jahre regiert hatte.

Eine der wichtigsten Thatsachen aus dem letzten Abschnitt seiner Regierung ist die Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1820.

---

16. Aus der Franzosenzeit.

a. Friedrich Franz des I. Abschied von Mecklenburg im Jahre 1807.

Am 22. Dezember 1806 erhielt Herzog Friedrich Franz I., der in Ludwigslust weilte, von dem französischen Generalgouverneur von Mecklenburg, Laval, folgendes in schrofffster Form abgefaßte Schreiben:

Herr Herzog! — Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß in Folge eines durch den Marschall Mortier mir zugegangenen Befehls Sr. Majestät Sie und Ihre ganze Familie Mecklenburg zu verlassen haben. Ich kann Ihren hiesigen Aufenthalt nur bis zum Donnerstag den 26. d. M. gestatten. Ich ersuche Sie, mir das Land zu bezeichnen, in welches Sie und Ihre Familie sich zu begeben wünschen, um Ihnen dementsprechend die nötigen Pässe zu geben.

Herr Herzog, ich habe die Ehre mit vollkommener Hochachtung zu sein

Der Generalgouverneur von Mecklenburg

Laval.

Durch Verhandlung mit dem Marschall Mortier, der in Anklam sein Hauptquartier hatte, ward noch ein Aufschub von einigen Tagen erwirkt, am 8. Januar verließ der Herzog mit seiner Gemahlin und seinen Kindern das Schloß seiner Väter, in dem er schon 21 Jahre residiert hatte. Am Morgen dieses Tages richtete er an seinen Minister Grafen von Bassewitz folgenden Brief, der beredtes Zeugnis ablegt für sein edles Herz und seine Liebe zu seinem angestammten Lande.

Ludwigslust, den 8. Januar 1807.

Mein lieber Graf! — Da ich heute durch die Gewalt des Mächtigeren dem schrecklichen Augenblick entgegengehe, von Mutter,

Anverwandten, von meinem geliebten Vaterlande und von meinen treuen Dienern getrennt zu werden, so halte ich es für meine heiligste Pflicht, Ihnen als erstem Minister Mein ganzes Land, insbesondere meine ganze Dienerschaft, vom Vornehmsten bis zum Geringsten, zur besten Fürsorge zu empfehlen. Die Mehrsten werden durch meine Entfernung an den Bettelstab gebracht. Thun Sie, lieber Graf, was in Ihren Kräften steht, die Leute aus dem Unglück zu retten. Stellen Sie dem Gouverneur und dem Intendanten die letzten Wünsche eines Tiefbekümmerten vor. Die Verwaltung und Leitung der Regierung Meines unglücklichen Landes empfehle ich Ihnen auf das Beste. Fahren Sie fort, Ihrem Vaterlande nützlich zu sein, wie Sie es immer gewesen, so werden Sie den Segen des Höchsten einernten! Nun, bester Graf, empfiehlt sich Ihr schuldloser, unglücklicher Herr Ihrem besten Andenken. Suchen Sie, soviel Sie können, für Mich zu sorgen nach aller Art; Gott wird der reiche Vergelter aller Ihrer Bemühungen sein. Er segne Sie, er segne alle Meine getreuen Diener und Unterthanen! Mein Herz bricht vor Schmerz, daß ich ein Volk verlassen soll, was mich liebt; allein Gott will es, sein Wille geschehe! — Ich bin mit der aufrichtigsten Wertschätzung

Ihr getreuester Freund
Friedrich Franz.

b. In russischer Gefangenschaft.

Unter den Mecklenburgern, die im Jahre 1812 mit nach Rußland zogen und den entsetzlichen Rückzug der „großen Armee" mit erlebten, befand sich auch Leutnant von Maltzahn. Er geriet in russische Gefangenschaft und blieb, trotzdem er die härteste Behandlung erfuhr, am Leben. Über seine Schicksale hat er ein Tagebuch geführt. Darin heißt es:

„Einer Menge wilder Kosaken gelang es, am 12. Dezember mehrere Gefangene zu machen, unter denen auch ich war. Empört darüber, daß ich bei allem Unglück, welches mich traf, noch gemißhandelt werden sollte, indem sie mich schonungslos durchsuchten, hieb ich einem der Kosaken in die Schulter. Er stach nach mir; indes war ich so glücklich, den Stoß mit dem Degen wenigstens vom Auge abzuhalten, bekam ihn jedoch in

die Backe. Mich ergebend und überzeugt, daß meine Gegenwehr mir das Leben kosten würde, sah ich nunmehr ganz gleichgültig meinem Ende entgegen. Doch die Vorsehung wollte es anders; ein alter Kosak, dessen Bild mir immer vor Augen stehen wird, nahm sich meiner an und rettete mich. Man trieb uns nun, dem Viehe gleich, von der Straße seitwärts ab, nach einem Dorfe, wo wir halt machten. Nachdem wir hier ohne alle Lebensmittel, selbst die gewohnte Kost des Pferdefleisches entbehrend, die Nacht zugebracht hatten, mußten wir uns, nebst mehreren in dieser Gegend liegenden Gefangenen von verschiedenen Truppenabteilungen, versammeln, um bis zum Abmarsch zur Schau und Freude der Russen zu dienen. Ein großer Teil war diesem Schicksale durch den Tod des Hungers und der Kälte entgangen. Ein kommandierender Offizier fragte mehrere von den Gefangenen, was für Landsleute sie wären. So auch mich. Da ich ihm Namen und Vaterland genannt hatte, äußerte er, daß ihm mein Name bekannt sei. Es war der Oberst von Tettenborn, dessen Äußerung einen Funken Hoffnung in mir erweckte und mich erwarten ließ, daß mein Schicksal eine günstigere Wendung nehmen würde. Der Oberst machte mir den Antrag, augenblicklich in russische Dienste zu treten, was ich jedoch, außer mehreren Gründen, auch deshalb ablehnte, um meinem gnädigen Landesherrn auch im Elende noch treu zu bleiben. Der Oberst entfernte sich und gab seinen Leuten den Befehl, für mich einen Platz auf einem seiner Schlitten zu räumen, so daß ich sehr bequem nach einem kleinen Städtchen kam, wo der Zufall wollte, daß der Bürgermeister hörte, ich sei ein Mecklenburger, worauf er mir anbot, in seinem Hause zu bleiben; denn er sei, wie er sagte, in seiner Jugend oft und lange in Mecklenburg gewesen und denke mit vielem Vergnügen an dieses Land zurück. Nach Verlauf einiger Zeit ließ der Oberst, an den ich gleich anfangs das Gesuch gerichtet hatte, nach Königsberg gehen und dort auf mein Ehrenwort bleiben zu können, mich rufen und kündigte mir an, daß er meinen Wunsch nicht erfüllen könne, da er Befehl habe, alle Gefangenen rückwärts zu schicken. Jedoch habe er dem Offizier, dem der Transport der Gefangenen bis Wilna übertragen sei, anbefohlen, sich meiner anzunehmen. Mit diesem Troste ging ich, von einer Ordonnanz begleitet, zu meinem Bürgermeister zurück. Am andern Morgen kam der Befehl zum Aufbruch,

und somit begaben wir uns in Gottes Namen auf den Weg.

Der Offizier des Kommandos befolgte getreu seinen Befehl, so daß ich, indem ich immer um ihn war, einer Behandlung entging, die schändlicher nicht zu denken ist, denn gestoßen, geschlagen und auf alle andere Art gequält zu werden, war das Los meiner Mitgefangenen. Die Nacht ward in einem Dorfe zugebracht. Der anbrechende Morgen ließ nicht ahnen, daß mit diesem ein neues Elend für mich zu erwarten stehe. Mein bisheriger Beschützer ward plötzlich so krank, daß er zurückbleiben und das Kommando einem Unteroffizier anvertraut werden mußte. Mit Furcht und Schrecken trat ich den Marsch an, und nicht ohne Grund; denn kaum waren wir einige Stunden marschiert, so gefiel es den Russen, mir und den andern Gefangenen ein Stück Zeug nach dem andern abzufordern. Um nicht gemißhandelt zu werden, gab ich gutwillig alles hin, was sie verlangten. Sogar das Hemd mußte ich in dieser fürchterlichen Kälte vom Leibe ziehen, wofür ich ein anderes, natürlich schlechteres, wieder erhielt. Meine ganze Kleidung bestand nunmehr in diesem Hemde und einem zerrissenen Kosakenkapot, ohne Stiefeln, ohne Kopfbedeckung. —

Als es anfing finster zu werden, blieben wir wieder die Nacht in einem elenden Dorfe. Der andere Tag verging ebenso, nur daß wir nicht wieder beraubt wurden, denn wir Unglücklichen hatten nichts mehr, was wir ausziehen konnten. Des Nachmittags kam der Transport in die Gegend, wo ich früher auf Kommando gestanden hatte. Meine Füße, welche ich in Ermangelung der Stiefeln und Strümpfe mit Lumpen umwunden hatte, waren vor Kälte aufgerissen und blutig; ich konnte mich vor Hunger und Frost nicht mehr bergen; mein Elend war aufs Äußerste gestiegen. Da faßte ich den Entschluß, es koste auch, was es wolle, mich von dem Transport zu entfernen, da ich ja nichts weiter zu verlieren hatte, als das elendeste Leben. Ich sprang daher, so unbemerkt und rasch als möglich, ins Gebüsch. Allein zwei andere Gefangene folgten mir in gleicher Absicht nach; sie wurden bemerkt, und wir Unglücklichen nach vielem Suchen zum zweiten Mal Gefangene. Einer meiner Teilnehmer mußte das Unternehmen mit seinem Leben büßen, und ich erwartete ein Gleiches. Doch der Unteroffizier schien sich jetzt der früheren Auszeichnungen zu erinnern, die ich von dem Offizier genossen hatte, und so ward mir, nach

einem langen Streit zwischen ihm und seinen Kameraden, zum zweiten Male von diesen Kannibalen das Leben geschenkt. Nicht abgeschreckt durch diesen mißlungenen Versuch meiner Flucht, wagte ich beim Dunkelwerden einen zweiten, und dieser gelang." —

Maltzahn hatte das Glück, grade in das Dorf zu kommen, das sein ehemaliges Standquartier gewesen war. Er hatte die Bewohner freundlich und gut behandelt und erntete nun den Lohn dafür. Der Schulze nahm ihn in sein Haus auf und besorgte einen Schlitten, der ihn nach Wilna bringen sollte zu der Baronesse v. W., auf deren Gut er früher im Quartier gelegen hatte und von der er weiteren Schutz erhoffte. Der Bauer aber, der den Schlitten fuhr, hielt in einem einsamen Walde an, gebot ihm unter Drohungen vom Schlitten zu steigen und verließ ihn dann.

Maltzahn fährt fort:

„Um nun nicht zu erfrieren, ging ich aufs Geratewohl in der Dunkelheit fort. Nachdem ich lange umhergeirrt war, entdeckte ich nahe vor mir ein Dorf; mutig ging ich hinein und suchte in dem ersten besten Hause Schutz. Nach wiederholtem Anklopfen ward endlich aufgemacht; aber man denke sich meinen Schreck, als ich in der Stube mehrere russische Soldaten fand. Kaum waren sie meiner ansichtig geworden, als sie mich mit dem gewöhnlichen Gruße: „Paschol Franzusky!" empfingen." — Er wird hier mit Brot und einem Glase Branntwein erquickt und dann hinausgewiesen. — „Auf der großen Landstraße nach Wilna begegneten mir von Zeit zu Zeit einzelne Kosaken, deren Anblick ich mich sogleich entzog, wenn es möglich war. Zweimal war es jedoch unmöglich auszuweichen. Da stand ich denn augenblicklich still, öffnete meinen zerrissenen Mantel, den ich in Ermangelung der Knöpfe mit einem Stricke befestigt hatte, um ihnen meinen elenden Zustand begreiflich zu machen, und entging dadurch beide Male der schlechten Behandlung, die ich befürchtete. Ja, ich bewunderte die Großmut, mit welcher sie mir ein Stück Brot nicht abforderten, welches ich vorn in meinem Kapot trug und immer in die Hand nehmen mußte, wenn ich denselben öffnete. Der Verlust dieses für mich so großen Schatzes würde mich sehr empfindlich geschmerzt haben. Mit der ironischen Bemerkung: „Himer, Franzusky" (Kalt,

Franzose), womit sie mich zu ärgern glaubten, ließen sie mich gehen, und ich empfahl mich höflichst.

Das Wetter ward immer schlechter, so daß ich bei meiner geringen Bekleidung vor Kälte und Schnee mich nicht mehr zu bergen wußte. Ich ging nicht mehr, sondern taumelte in halber Bewußtlosigkeit fort, so daß es mir endlich unmöglich ward, weiter zu kommen. In alles mich ergebend, setzte ich mich daher an der Straße hin, meinen Tod erwartend. Doch wenn die Not am höchsten, ist Gott am nächsten! Ich sah auf einmal in der Ferne einen Schlitten kommen, richtete mich empor und hörte: „Pany, Kapitano!“ Ich erkannte einen gewissen Kanonikus, den ich in Kirnowa kennen gelernt hatte, mußte mich zu ihm in den Schlitten setzen und kam unentdeckt in Wilna im Hause der Baronesse an, wohin mich der Geistliche begleitete. Diese edle Dame traf alle Anstalten für mein Bestes. Meine Füße wurden aber jetzt so schlimm, daß ich ungeachtet der Mühe eines geschickten Wundarztes mehrere Monate das Bett hüten mußte. Nur mit der äußersten Vorsicht konnte ich Speise genießen, da mein ganzer Körper zerrüttet und geschwächt war.“

Auch als Maltzahns Aufenthalt entdeckt war, erhielt er die Erlaubnis im Hause der Baronesse zu bleiben, deren Kinder er im Deutschen unterrichtete. Endlich verschaffte ihm der Ausbruch des Befreiungskrieges die Freiheit und die Erlaubnis zur Heimreise. Am 12. Mai 1813 kam er mit einem Kameraden, der ebenfalls in Wilna gefangen gewesen war, in Ludwigslust an, wo beide in ihrem schlechten Aufzuge Audienz beim Herzog Friedrich Franz hatten. „Thränen im Auge machten die Rührung kund, mit welcher der geliebte Landesvater seine unglücklichen Söhne empfing und die Erzählung unserer Leiden vernahm. Diese Stunde wird uns ewig unvergeßlich bleiben.“

c. Die Aufrufe des Herzogs Friedrich Franz im März 1813.

Am 17. März 1813 erschien der Aufruf, durch welchen König Friedrich Wilhelm III. sein Volk zu den Waffen rief und damit die Erhebung Deutschlands gegen seinen Zwingherrn Napoleon entfesselte. Schon am 25. März erließ Herzog Friedrich Franz I. einen ähnlichen Aufruf, der mit den Worten beginnt:

„Die Treue und Anhänglichkeit Unserer geliebten Unterthanen haben in jedem Augenblicke Unserer Regierung Unser größtes Glück ausgemacht. Sie sind Unsere Stütze, Unser Trost in den verhängnisvollen Zeiten gewesen, welche so vorzüglich Unser teures Vaterland belastet haben. Diese in jedem Wechsel der Dinge erprobte Treue erfüllt Unser landesväterliches Herz mit den Gefühlen der reinsten Dankbarkeit.

Jetzt ist eine neue Zeit aufgegangen, die eine glückliche Zukunft verspricht. Des großmütigen Kaisers von Rußland siegreiche Heere bringen dem deutschen Vaterlande die lange entbehrte Freiheit wieder. Es gilt nichts Geringeres als Deutschlands Befreiung für immer. Zu diesem großen, heiligen Zwecke muß alles, was deutsch sich nennet, mit voller und ausdauernder Anstrengung mitwirken. Nur so kann das hohe Ziel erreicht, nur so das Glück verdient werden, welches Alexanders heilbringende Gesinnungen uns darbieten. Wir rechnen es Uns zur Ehre unter Deutschlands Fürsten einer der ersten zu sein, der das Beispiel reiner Vaterlandsliebe giebt, und Wir sind entschlossen, alle Unsere Kräfte aufzubieten. Zu dem Ende wollen Wir auch ein Korps regulärer Infanterie, von welchem Unsere Leibgarde den Stamm ausmachen soll, und ein Korps Jäger errichten und fordern hierdurch Unsere getreuen Unterthanen, ohne allen Unterschied der Geburt und des Standes, auf, sich zu diesem Zwecke zu vereinigen; überzeugt, daß Wir nur dem allgemeinen Wunsche entgegen kommen, indem Wir die Gelegenheit darbieten, durch die That zu zeigen, daß in den Herzen der Mecklenburger reiner deutscher Sinn und Liebe für Fürsten und Vaterland treu bewahrt geblieben sind.“ — —

Am nächsten Tage erschien ein zweiter Aufruf, der zur Unterstützung der Bewaffnung für den Freiheitskampf durch freiwillige Beiträge aufforderte; er lautet:

„Das volle Vertrauen auf die Gesinnungen meiner geliebten Unterthanen läßt mich nicht zweifeln, daß die Mecklenburger in den ehrenvollen Anstrengungen, welche die allgemeine Sache des deutschen Vaterlandes erfordert, nicht hinter ihren Nachbaren zurückbleiben werden, da jetzt unverkennbar der schmerzvolle Druck einer fremden Herrschaft und die Vernichtung alles Wohlstandes und aller Freiheit uns bevorsteht, wenn nicht alle Deutsche und also auch wir, mit aller Kraft und That entgegenwirken.

Schon habe ich in dem herrlichen Glauben, daß auch meines Volkes freier Wille nicht des Gesetzes Zwang bedarf, die dienstfähige Mannschaft aufgefordert, zur Verteidigung des Vaterlandes freiwillig zusammenzutreten, aber auch noch auf mehrere Art, als mit dem schützenden und streitbaren Arm, kann der Mecklenburger von jedem Alter, Geschlecht und Stande jetzt zum heiligen Zweck, zur Wiedererlangung dauernder Selbstständigkeit und festen Wohlstandes mitwirken, und hierzu fordere ich meine geliebten Unterthanen hierdurch auf.

Was freier Wille, angefeuert durch den dankbaren Aufblick zu dem großen Gott, der uns schon jetzt, über unsere Erwartung, dem großen Ziele näher gebracht hat; was wahre Liebe gegen Fürsten und Vaterland, welche den guten Mecklenburger bezeichnet und ehret, einem jeden eingegeben; was eines jeden Kräfte vermögen, das gebe er segenbringend zum allgemeinen Bedürfnisse.

Es sei bestimmt zu unserer Verteidigung, zur Unterstützung derer, die jetzt ihren Arm und ihr Blut dem Vaterlande widmen, zur Anschaffung von Waffen und was sonst zur Ausrüstung des Kriegers gehört. —

Diese Beiträge, welche, wie ich zu hoffen wage, die Ausschreibung einer besonderen Steuer überflüssig machen werden, sollen mit namentlicher Anzeige der Geber öffentlich bekannt gemacht werden. Lasset uns nicht vergessen, daß auch wir durch möglichste Anstrengung Gottes Segen und unser Glück verdienen müssen.

Gegeben auf unserer Festung Schwerin, den 26. März 1813.

Friedrich Franz."

Am 30. März folgte Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz dem Beispiele seines Schweriner Verwandten und rief ebenfalls seine Unterthanen zu den Waffen auf. In beiden Ländern fand der Ruf der Fürsten begeisterten Widerhall. Die Jugend reihte sich zahlreich unter die Fahnen, und reichlich gingen freiwillige Beiträge zur Ausrüstung der Truppen ein.

In Mecklenburg-Schwerin konnten nicht nur die drei Infanteriebataillone, die durch den russischen Feldzug fast vernichtet waren, wieder auf ihre volle Stärke gebracht werden, sondern es wurden noch zwei Regimenter freiwilliger Jäger zu

je 600 Mann, das eine zu Pferde, das andere zu Fuß errichtet. Strelitz stellte ein Regiment freiwilliger Husaren in der Stärke von 480 Mann und 60 freiwillige Jäger zu Pferd.

Alle diese Truppen haben am Befreiungskampfe teilgenommen und sich durch gute Führung und rühmliche Thaten ausgezeichnet

d. Prinz Karl und die Strelitzer Husaren bei Wartenburg und Möckern.

Prinz Karl, der jüngste Sohn des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, befehligte im Befreiungskriege eine Brigade des York'schen Korps, welches der Armee Blüchers, der „schlesischen", angehörte. Dieser Brigade wurde das freiwillige Husarenregiment zugeteilt, das in Strelitz errichtet war und unter dem Befehle des Obersten von Warburg stand. Es hat dann vom August 1813 ab den ganzen entscheidenden Feldzug der Jahre 1813 und 1814 mitgemacht und in seinen Leistungen nicht hinter den preußischen Truppen der Blücherschen Armee zurückgestanden, deren glorreichen Thaten Deutschland vor allem seine Befreiung verdankt. Schon am 23. August, im Gefechte bei Goldberg in Schlesien, zeichnete sich das Regiment aus. Hier wurde die Brigade des Prinzen Karl von einem weit überlegenen feindlichen Korps angegriffen und hart bedrängt. Schon wankten die Reihen: da ergriff der Prinz selbst eine Fahne und riß durch sein tapferes Vordringen das Fußvolk und die Reiterei zu einem neuen Angriff mit sich fort. Hierbei kämpften die Strelitzer so ruhmvoll, daß viele mit dem eisernen Kreuze belohnt wurden. In der Schlacht an der Katzbach (d. 26. August) erstürmten die Husaren eine feindliche Batterie. Prinz Karl aber hatte einen so hervorragenden Anteil an dem Erfolge der Schlacht, daß ihn die preußischen Berichte den Helden des Tages nannten.

Im September fanden nur unbedeutende Plänkeleien statt. Am 3. Oktober aber halfen die Strelitzer in Gemeinschaft mit dem alten, berühmten schwarzen Leibhusaren-Regiment bei Wartenburg die Entscheidung des Tages herbeiführen. Sie brachten eine fliehende Batterie zum Stillehalten, richteten die erbeuteten Kanonen auf die Franzosen, hieben auf feindliche Garde ein und machten viele Gefangene, unter denen sich auch der Kommandeur befand. Sodann sprengten sie, zu einem

neuen Angriffe beordert, über Gräben und Dorngestrüpp gegen zwei feindliche Karrées vor und eroberten Kanonen- und Munitionswagen. Der Oberst von Warburg nannte diesen Tag den schönsten seines Lebens.

Nun folgte die große Völkerschlacht bei Leipzig, in welcher die Strelitzer Husaren gleich am ersten Tage, dem 16. Oktober, bei Möckern neue Ruhmeskränze gewannen. Am Abend vor der Schlacht hatte Blücher selbst das Regiment mit den Worten angefeuert: „Na, Landsleute, wenn wir morgen um diese Zeit nicht alle seelenvergnügt sind, so hat uns entweder der Teufel geholt, oder wir haben uns geschlagen wie die Hundsfötter", und der Oberst von Warburg hatte ihm erwidert: „Nun Excellenz, führen Sie uns nur hinein, fürs Durchkommen lassen Sie unsere scharfen Messer sorgen."

Am 16. mußten die Strelitzer mehrere Stunden im stärksten Kanonenfeuer halten, ohne Befehl zum Einhauen zu bekommen; die Pferde zitterten wie Espenlaub, und bei der drohenden Gefahr entstand ein Drängen und Schwanken in den Gliedern des Regiments. „Richtet Euch, — Zügel kurz — es giebt bald etwas für uns zu thun", rief der Kommandeur. Gleich darauf sprengte ein Adjutant mit dem Rufe heran: „Kavallerie vor!"

Es handelte sich indessen vorläufig nur um einen Stellungswechsel. Inzwischen hatte Prinz Karl an der Spitze seiner Brigade im dichtesten Kugelregen den Kampf geleitet, sein Pferd war durch zwei Kugeln getötet, darauf ward er selbst schwer verwundet. Einige Musketiere trugen ihn auf ihren Schultern zurück und kamen am rechten Flügel der Husaren vorüber. Mehrere Husaren sprengten aus den Gliedern, um ihren Fürstensohn zu sehen, und fragten mit Thränen in den Augen, wie es ihm gehe. Der Prinz, dessen Gedanken trotz der Schmerzen immer noch auf die Überwindung des Feindes gerichtet waren, erwiderte: „Haltet Euch nur so brav, wie bei Wartenburg, Kinder, mit mir wird's wohl wieder besser! Auch in der neuen Stellung mußte das Regiment zunächst noch unthätig warten.

In einiger Entfernung von den Mecklenburgern hielt der General York, mit kalter Ruhe den Gang der Schlacht beobachtend. Der Oberst von Warburg sprengte zu ihm heran und erhielt die Weisung, erst anzugreifen, wenn die feindlichen Bataillone ins Wanken gerieten. Als endlich die Husaren nach

langem und bangem Warten im entscheidenden Augenblicke den Befehl zum Vorgehen erhielten, sprengten sie im heftigsten Feuer unerschrocken in die dichtgeschlossenen Vierecke der ihnen an Stärke zweimal überlegenen Franzosen hinein, durchbrachen sie und hieben nieder, was sich nicht ergeben wollte. Es war ein Regiment der berühmten Napoleonischen Kaisergarde, welches sie durch ihren Anprall niedergeritten hatten.

An die Attaque schloß sich ein längeres Handgemenge. Während dessen gewahrte der Husar Timm zwei feindliche Offiziere, die sich aus dem Getümmel entfernen wollten. Er reitet ihnen nach und sieht an der Schulter des einen den blinkenden Adler des französischen Regiments aus dem Überrocke hervorragen. Timm schlägt den Offizier mit einem Hiebe zu Boden und springt vom Pferde, um ihm den Adler zu entreißen; da aber der Gefallene das Ehrenpfand krampfhaft an die Brust gedrückt hält, so gelingt es erst nach längerem, heißem Kampfe, bei welchem die Stange zerbricht, den Adler zu erbeuten. Es war der einzige Adler der Kaisergarde, welcher im ganzen Feldzuge in die Hände der Verbündeten gelangte.

Die erste Zählung der Gefangenen ergab: 1 Oberst, 23 andere Offiziere und 384 Unteroffiziere und Gemeine, zuletzt stieg die Zahl bis auf 500. Auch ein Geschütz mit Bespannung wurde genommen.

Auch im weiteren Verlaufe des Feldzuges nahmen die Strelitzer Husaren noch an einer ganzen Reihe von Gefechten und Schlachten teil. Zur Anerkennung für seine Leistungen verlieh König Friedrich Wilhelm III. dem Regimente eine mit dem eisernen Kreuz erster Klasse geschmückte Standarte, die noch aufbewahrt wird.

e. Das Treffen von Sehestedt.

Die mecklenburg-schwerinschen Truppen bildeten im Feldzug des Jahres 1813 einen Bestandteil der Nordarmee, die unter dem Oberbefehl des Kronprinzen Karl Johann von Schweden, des früheren Napoleonischen Marschalls Bernadotte, stand, und zwar gehörten sie zu dem Korps des Generals Grafen Wallmoden, dem auch das Lützow'sche Freikorps zugewiesen war. Der Feldzug des Korps Wallmoden zerfällt in zwei Teile, die Operationen gegen den Marschall Davoust, die auf dem Boden

unseres Landes spielten, und den Feldzug gegen die Dänen in Holstein, den nach der Schlacht bei Leipzig der Kronprinz Karl Johann persönlich leitete.

Marschall Davoust hatte Ende Mai des Jahres 1813 mit 40 000 Mann Hamburg besetzt und rückte von hier aus im August gegen Mecklenburg vor. Die Truppen Wallmodens, die ihm an Stärke nicht gewachsen waren, mußten den Westen des Landes preisgeben, und dieser geriet so noch einmal auf kurze Zeit in die Gewalt der Franzosen. Auch Schwerin und Wismar wurden noch einmal vom Feinde besetzt.

Zu einer größeren Schlacht zwischen Davoust und Wallmoden kam es nicht, nur wenige kleine Gefechte fielen vor, so der Überfall bei Rosenberg am 26. August, wo Theodor Körner fiel, und das Gefecht bei Retschow (in der Nähe von Kröpelin), in dem sich die mecklenburgischen Jäger besonders auszeichneten. In Holstein kam es dann noch einmal — kurz vor dem Ende des Feldzuges — zu einem größeren Treffen bei Sehestedt am 10. Dezember. Die Dänen, die mit Napoleon verbündet waren, hatten sich in der Stärke von etwa 10000 Mann über Lübeck nach Kiel zurückgezogen. Von hier schlugen sie den Weg nach Westen auf das feste Rendsburg ein. Sie überschritten nördlich von Kiel den Eiderkanal und marschierten dann auf Sehestedt zu. Hier trafen sie auf den General Wallmoden, der aber nur einen Teil seines Korps bei sich hatte. Dieser wäre hier in arge Bedrängnis geraten, wenn nicht die beiden mecklenburgischen Jägerregimenter zu seiner Unterstützung herbeigeeilt wären. Obgleich sie am 9. Dezember einen langen und anstrengenden Marsch zurückgelegt hatten, gönnten sie sich nur eine Stunde Ruhe und brachen dann sofort wieder auf, um das Schlachtfeld rechtzeitig zu erreichen.

Als sie ankamen, war es den Dänen bereits gelungen, Sehestedt zu nehmen, und während nun ein Teil des dänischen Heeres seinen Weg durch Sehestedt fortsetzte, suchte der andere Teil diesen Rückzug gegen Süden zu decken. Wallmodens Bestreben dagegen war es, Sehestedt wieder zu nehmen, um womöglich noch einen Teil der Dänen von Rendsburg abzuschneiden. Wechselvoll wogte der Kampf zu beiden Seiten der Eiderbrücke zwischen Sehestedt und Osterrade (südlich von Sehestedt an der Eider) hin und her. Heftige Angriffe dänischer Kavallerie wurden durch das wohlgezielte Feuer der Jäger zu Fuß zurück-

gewiesen. Bei einer dieser Attaquen geriet Wallmoden selbst unter feindliche Husaren. Ein mecklenburgischer Offizier mit einigen Jägern rettete ihn. „Warum", rief er aus, „habe ich nicht mehr von diesen Truppen, denen ich heute schon so manches verdanke! Dann wollte ich dem Feinde doch noch alle Pläne vereiteln, so schwierig sich mir auch alles darstellt." Zweimal gingen die Jäger mit andern Truppen über die Eiderbrücke gegen Sehestedt vor, mußten aber wieder nach der Brücke zurück. Endlich befahl Wallmoden, daß die Jäger zu Pferde über die Eider vorrücken und alles niederhauen sollten, was sich ihnen in den Weg stellte. Das Regiment setzte sich also in Bewegung über die Brücke durch den Hohlweg, der sich an diese schloß, um sich dann auf freiem Felde zu entwickeln. Die Spitze bildete die zweite Schwadron, deren Führer Herzog Gustav von Mecklenburg war, ein Sohn Friedrich Franz I. Todesmutig drangen die tapferen Reiter gegen die Feinde vor und warfen auch die zunächst stehenden Abteilungen desselben zurück, allein von einem furchtbaren Kreuzfeuer mehrerer feindlicher Bataillone und zweier Batterien überschüttet, mußten sie unter eigenen sehr starken Verlusten umkehren. Als sie sich wieder sammelten, fehlte außer vielen andern auch Herzog Gustav. Sein Pferd war von vier Kugeln und einem Bajonnetstich durchbohrt und gestürzt, ihm selbst waren zwei Finger abgeschossen, und er war von den Dänen gefangen worden. Seine Gefangenschaft dauerte allerdings nur kurze Zeit, schon nach einigen Stunden ward er gegen einen dänischen Offizier wieder ausgewechselt. Die Gefallenen wurden gerächt von der zweiten Kompagnie der Jäger zu Fuß, die eine abgeschnittene feindliche Reiterabteilung fast ganz vernichtete. Im weiteren Verlauf des Kampfes mußte auch Osterrade aufgegeben werden, ward aber von den Jägern gegen Abend wiedergenommen, wobei noch ein Geschütz ihnen in die Hände fiel. War der Tag auch nicht glücklich gewesen, so hatten sich doch unter allen Truppen der Verbündeten, die an dem Gefechte teilgenommen, die mecklenburgischen Jäger am besten geschlagen, und dies trotz der vorhergehenden anstrengenden Märsche. Für die bewiesene Bravour ernteten sie den verdienten Dank. Der Kronprinz gab am 11. Dezember seiner ganzen Armee die Parole: „Die braven Mecklenburger Jäger."

An dem Ausgange des Feldzuges änderte das Treffen nichts, schon am 15. Dezember ward zwischen den Dänen und

dem Kronprinzen von Schweden ein Waffenstillstand geschlossen, dem nach vier Wochen der Friede folgte.

---

17. Vor Blüchers Statue.

v. Jul. Sturm.

Hut ab, ihr Bursche! Habt Respekt vor einem deutschen Mann:
Der alte Marschall Vorwärts ist's, seht euch den Helden an,
Und lernt von ihm, was deutscher Sinn und deutsche Treue heißt,
Und neigt das Haupt in Demut tief vor seinem Heldengeist.

Das war ein Mann voll Mut und Kraft, ein echter Mann der That,
Fest, ehrenhaft und treu wie Gold und jeder Zoll Soldat;
Im Kampfe wie ein Löwe kühn, so grimmig und so wild;
Doch gegen den besiegten Feind als wie ein Lamm so mild.

Die Katzbach, Jungen, kennt ihr doch? Dort war sein schönster Tag,
Da gab es Feinde überg'nug, da traf wohl jeder Schlag;
Dort tanzte er dem Heer voran in lust'gem Siegeslauf.
„Heut, Vater Blücher, geht es gut!“ — „'s kommt besser, paßt man auf!“

Und besser kam's. „Gewehre um! So spart ihr manchen Schuß.“
Die Franzen hüpften dutzendweis gleich Fröschen in den Fluß.
An dreißigtausend kamen um, da war die Jagd vorbei,
Der Blücher wischte ab sein Schwert, und Schlesien war frei.

Und dann bei Leipzig! Jungen, seht den Alten näher an!
Wer ihn und diesen Tag vergißt, der ist kein deutscher Mann.
Er war die Seele von dem Heer, er war das Herz der Schlacht,
Der Schlacht, die unsre Ketten brach und Deutschland frei gemacht.

Dann vorwärts ging's, fort nach Paris, wo man den Frieden schloß,
Der, weil er gar zu zahm und mild, den Feldmarschall verdroß;
Er brummte zornig, und er zog die Heldenstirne kraus
Und fand nur im Gedanken Trost, daß noch das Ding nicht aus.

Und kurze Zeit, da war's geschehn, was er sich wohl gedacht,
Da zog der greise Feldmarschall noch einmal in die Schlacht,
Bekämpfte mit dem Wellington den Feind bei Belle-Alliance,
Und tanzte dort, mit Sieg gekrönt, den letzten Ehrentanz.

Und als er merkte, daß es bald mit seinem Leben aus,
Da trieb es ihn nach Rostock fort in seiner Eltern Haus,
Und dort sah man auch abends spät still auf dem Kirchhof ihn
In frommandächtigem Gebet an ihrem Grabe knien.

Und als er sterben ging, da sprach der Held: „Nun sterb ich gern.
Ich bin nichts nutz mehr auf der Welt; geht, sagt das meinem Herrn,
Und sagt ihm, daß mich treu für ihn und für mein Vaterland,
Wie ich's im Leben immer war, die Sterbestunde fand.

Und ihr, die ihr von mir gelernt so manches in der Schlacht,
Lernt eines noch zuletzt von mir, woran ihr nicht gedacht;
Ich meine, wie man ruhig stirbt. Sargt ohne Prunk mich ein,
Und dort, wo die drei Linden* stehn, will ich begraben sein.

---

18. Friedrich Franz II.

Auf Friedrich Franz I. folgte sein Enkel **Paul Friedrich**. Er war mit der Prinzessin Alexandrine von Preußen vermählt, einer Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. und der edlen Königin Luise, die selbst dem Strelitzschen Fürstenhause entstammte. Da Großherzogin Alexandrine und Kaiser Wilhelm I. Geschwister waren, so war Großherzog Paul Friedrich ein Schwager und Paul Friedrichs Sohn, der nach dem frühen Tode des Vaters schon 1842 auf ihn folgte, Großherzog Friedrich Franz II., ein Neffe des Kaisers Wilhelm I.

Großherzog Friedrich Franz II., geboren am 28. Februar 1823, erhielt seine erste Erziehung vorzugsweise in Ludwigslust und besuchte dann einige Jahre ein Gymnasium in Dresden, wo er im Jahre 1840 die Abgangsprüfung bestand. Darauf bezog er die Universität Bonn, um sich dort auf seinen hohen Beruf noch weiter vorzubereiten. Noch nicht 1½ Jahre

*) Blücher starb d. 12. September 1819 auf seinem Gute Krieblowitz in Schlesien und ward hier, wie er gewünscht hatte, unter den „drei Linden" (an der Straße nach Kanth) begraben.

hatte er am schönen Strande des Rheins geweilt, als die tödliche Erkrankung seines Vaters ihn nach Schwerin zurückrief. Erst 19 Jahre alt, bestieg er dann den Thron (1842); als er starb, hatte er eben das sechzigste Lebensjahr vollendet (1883); er hat also 41 Jahre regiert, zu Mecklenburgs größtem Segen. Denn in stets unermüdlicher Pflichttreue sorgte er für das Beste seiner Landeskinder, in manchen Stücken seinem Ahn, Herzog Johann Albrecht I., ähnlich. Wie dieser entfaltete auch er eine rege Bauthätigkeit. Eine große Zahl von Kirchen wurden von ihm gänzlich neu erbaut oder einem Durchbau unterzogen. Die schönste und größte der neu erbauten ist die Schweriner Paulskirche, so benannt zur Erinnerung an den Großherzog Paul Friedrich. Alle seine übrigen Bauten aber übertrifft an Größe und Schönheit das neue Schweriner Schloß. Auch Bauten, die dem öffentlichen Verkehre dienten, Eisenbahnen, Straßen und Kanäle, schuf er in Menge; zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten entstanden, für die Künste und Wissenschaften wurden große Mittel aufgewendet. Unablässig wandte er seine Fürsorge dem Schulwesen zu, auch hierin seinem großen Ahne gleichend. Besondere Neigung aber hegte er für das Militär, dessen Ausbildung er auf das sorgsamste überwachte.

Neben dieser Neigung war es seine hingebende Liebe zum großen deutschen Vaterlande und seine persönliche Zuneigung für seinen Oheim, König Wilhelm, die ihn dazu trieben, an den Kriegen, die König Wilhelm führte, selbst teilzunehmen. In dem ersten derselben, dem dänischen, verweilte er eine Zeit lang im preußischen Hauptquartier, ohne jedoch selbst Truppen zu führen. Im Kriege gegen Östreich (1866) machte er im Gefolge des Königs die Schlacht bei Königgrätz mit und übernahm dann den Befehl über ein Armeekorps, das von Leipzig aus nach Bayern vorrücken sollte und dem auch die mecklenburgischen Truppen angehörten. Großherzog Friedrich Franz zog über Bayreuth bis nach Nürnberg und besetzte diese Städte, fast ohne Widerstand zu finden. Obgleich er als Feind kam, so gewann er sich doch durch sein leutseliges Wesen die Herzen der Bayern, und so half er die Abneigung überwinden, die bisher die Süddeutschen gegen die Norddeutschen gehegt hatten, und trug dazu bei, daß 4 Jahre später Süddeutschland sich einmütig an die Seite des Norddeutschen Bundes stellte, als Kaiser Napoleon III. Preußen den Krieg erklärte (1870). Auch an diesem

Kriege nahm Großherzog Friedrich Franz wieder teil, neben dem Könige Wilhelm der einzige der regierenden deutschen Fürsten, der persönlich seine Landeskinder in den Kampf führte. Im Anfang des Krieges dazu bestimmt, die Ostseeküste vor einem Angriff der feindlichen Flotte zu schützen, ward er, als dieser unterblieb, mit den Mecklenburgern auf den französischen Kriegsschauplatz gerufen. Am ersten September, demselben Tage, wo vor Sedan die eisernen Fesseln um den Kaiser Napoleon und das Heer des Marschalls Mac Mahon geschlagen wurden, trafen die Mecklenburger vor Metz ein, wo das Heer des Marschalls Bazaine belagert ward. Schon vor Mitte September aber wurden sie bei Metz abgelöst und vor die Festung Toul geschickt, die sie nach zwölftägiger Belagerung zur Übergabe zwangen. Dann brachten sie einen Monat vor Paris zu, wurden aber Anfang November einer neugebildeten Armeeabteilung zugewiesen, die unter den Befehl des Großherzogs gestellt ward und die Aufgabe hatte, das Belagerungsheer von Paris nach Westen hin gegen heranziehende Entsatzarmeen zu decken. In fortwährenden anstrengenden Hin- und Hermärschen lernten nun die Mecklenburger die Strapazen eines Winterfeldzuges kennen, und ihr Landesherr teilte sie mit ihnen.

Die eigentlichen Ehrentage der Mecklenburger und ihres Großherzogs begannen aber erst im Dezember, als das größte Entsatzheer, das die Franzosen zusammengebracht hatten, die „Loirearmee“, heranzog. In dreitägigen Kämpfen (vom 2.—4. Dezember) wurde sie von den Armeen des Prinzen Friedrich Karl von Preußen und des Großherzogs Friedrich Franz zertrümmert, obgleich die Franzosen in starker Übermacht waren. Für die Mecklenburger war der 2. Dezember der blutigste dieser Tage, wo die Armee-Abteilung bei dem Dorfe Loigny nördlich von Orleans auf überlegene feindliche Truppenmassen stieß, das stark besetzte und tapfer verteidigte Dorf erstürmte und gegen neue Angriffe der Feinde behauptete. In den folgenden Tagen wurden dann die Franzosen weiter und weiter zurückgetrieben bis nach Orleans selbst, das sie in der Nacht vom 4. auf den 5. Dezember räumten. Noch in derselben Nacht zog Großherzog Friedrich Franz an der Spitze seiner Grenadiere in die Stadt ein.

Neue Kämpfe (vom 7. — 10. Dezember) südwestlich von Orleans brachten neue Erfolge. Dann kam wieder eine Zeit,

wo nur unbedeutende Gefechte stattfanden, im Januar aber hatte der Feind wieder ein starkes Heer gesammelt, das bei Le Mans in mehrtägiger Schlacht von dem Prinzen Friedrich Karl und dem Großherzog Friedrich Franz geschlagen ward (10. — 12. Januar). Darauf wurden die Mecklenburger nach Norden gesandt und hatten schon die Meeresküste (an der Mündung der Seine) erreicht, als am 31. Januar Waffenstillstand geschlossen ward.

Zur Erinnerung an diese glorreiche Zeit sind überall in den Städten unseres Landes Denkmäler für die gefallenen Krieger errichtet, in Schwerin ein großes Landeskriegerdenkmal, an dem die Namen sämtlicher Mecklenburger, die im Feldzuge gefallen oder gestorben sind, verzeichnet stehen. In Schwerin erhebt sich auch das große Reiterstandbild, das dem geliebten Fürsten und ruhmgekrönten Feldherrn, Friedrich Franz II., nach seinem Tode von seinen dankbaren Landeskindern geweiht ward.

19. Trinkspruch.

v. E. Geibel.

Stoßt an im Saft der besten Reben!
Stoßt an: Land Mecklenburg soll leben,
Land Mecklenburg mit Schwert und Pflug!
Die Perle gab es uns der Frauen
Und jenes Paar mit greisen Brauen,
Das unsres Ruhmes Schlachten schlug.

Schon wallt sie längst im Paradiese,
Die hohe Königin Luise,
Die Deutschlands starken Hort gebar.
Doch flammend steht's in tausend Herzen,
Wie sie zur Zeit der Schmach und Schmerzen
Der Engel ihres Volkes war.

Und wollt ihr nach den Helden fragen:
Vom Marschall Vorwärts laßt euch sagen,
Dem blanksten Schwert des Vaterlands.
Die Welt durchhallten seine Siege
Doch nie zu Rostock seiner Wiege
Vergaß der Greis im Lorbeerkranz.

Den andern kennt ihr auch, den Alten,
Der hoch und ernst, die Stirn in Falten,
Ein Hüter wacht an Preußens Thron.
Das ist des Kriegsgotts Wagenlenker,
Das ist der kühne Schlachtendenker,
Der Schweiger Moltke, Parchims Sohn.

Drum stoßt im Saft der besten Reben,
Stoßt an: Land Mecklenburg soll leben,
Land Mecklenburg mit Schwert und Pflug,
Die Perle gab es uns der Frauen,
Und jenes Paar mit greisen Brauen,
Das unsres Ruhmes Schlachten schlug.

---

20. Gott segne Friedrich Franz.

Gott segne Friedrich Franz,
Und seiner Krone Glanz
Trübe sich nie.
Friede und Heiterkeit
Bleibe stets sein Geleit
Bis in die fernste Zeit,
Fliehe ihn nie.

Über sein Fürstenhaus
Schütte dein Füllhorn aus,
Freundlicher Gott!
Für seines Hauses Glück
Schärfe den Vaterblick,
Jegliches Mißgeschick
Scheuch' dein Gebot.

Sei eine feste Burg
Dem teuren Mecklenburg
Künftig wie jetzt!
Schütz unser Vaterland;
Der Eintracht schönstes Band
Bleib zwischen Thron und Land
Stets unverletzt!

---

21. Aus dem Feldzuge gegen Frankreich 1870/71.

a. Vor Metz.

Bis zum 24. August lagen die Mecklenburger Truppen in und bei Hamburg, dann ging es mit der Eisenbahn an die französische Grenze, von wo am 31. August der Marsch nach Metz begann. Am 2. und 3. September versammelte sich die ganze 17. Division, in der die Mecklenburger eine Brigade bildeten, in einem Biwak bei Courcelles sur Nied. Hier war es, wo am 3. September den Truppen die Nachricht von der Kapitulation bei Sedan mitgeteilt wurde. Endloser Jubel zog von Regiment zu Regiment, und gleichsam als ob der Himmel an der allgemeinen Freude teilnähme, entfaltete sich, während eine der Regimentsmusiken „Nun danket alle Gott" spielte, ein Doppelregenbogen von seltener Klarheit am Himmel. Am 4. September rückte die Division in die ihr angewiesenen Stellungen ein und verblieb in ihnen bis zum 10. September. Die Truppen mußten biwakieren in Hütten, die aus Ästen und Laubwerk lose aneinander gefügt waren. Gewährten diese auch Schutz gegen Nachtkühle und Tau, so doch nicht gegen den starken Regen, der seit dem 7. drei Tage lang unaufhörlich herniederströmte, den schweren Lehmboden bald in einen vollkommenen Sumpf verwandelte und die lichten Laubhütten wie ihre Insassen völlig durchnäßte. Ein Füsilier des 90. Regimentes schreibt: „Das ist ein Biwak, an das wir wohl alle denken werden. Der Regen regnet jeglichen Tag. Wahrhaftig, nach der zweiten Nacht, als wir bis auf die Haut durchnäßt, den Kopf in Lehm, die Füße in Wasser, vom mühsamen Schlaf erwachten und noch immer die endlosen Regenwolken weit und breit um uns gewahrten, war mir zu Sinn wie einem Schiffbrüchigen. Man starrt hinaus ins trostlose, graue Wasser, nichts als Wasser — unten fußtief durchgeweichten Lehm, der sich an die Füße klammert; Bleigewichte, an welche sich auch noch die trübe Stimmung und die Ermattung erschwerend hängen, zog man statt der Füße bei jedem Schritt wieder aus dem Boden hervor. — Man glaubt nicht, wie schwer es dem Reservisten wird, der Heimat und Arbeit freudig verlassen und nun nach Wochen noch keine andere Heldenthat für's Vaterland vollbracht hat, als in Hamburg Garnisondienst geübt, mit Hurrah den Rhein und die französische Grenze überschritten hat — wie schwer es so einem Reservisten wird, dem Vaterland

mit Frieren und Hunger allein zu dienen, ohne den Feind zu sehen, um dessentwillen er alles im Stich gelassen hat."

Unter diesen Verhältnissen war natürlich der Jubel groß, als am 10. September Morgens der Befehl anlangte, sich zum Abmarsch bereit zu halten. Dem Großherzog war die Aufgabe gestellt, den Landstrich zwischen der Armee vor Metz und dem auf Paris vorrückenden Heere dauernd zu besetzen und dessen Verbindungen nach rückwärts sicher zu stellen. Zur Lösung dieser Aufgabe war in erster Linie die Wegnahme der Festung Toul erforderlich.

b. Die Einnahme von Toul.

Die erste selbstständige Waffenthat der 17. Division war die Einnahme der Festung Toul. Die Festung zählte 9000 Einwohner und hatte eine Besatzung von 2300 Mann. Die Befestigungen waren in gutem Zustande, die Sicherheit der Festung ward noch durch die Mosel, die an der Südseite in mehreren Armen fließt, und den Rhein-Marnekanal erhöht. Zur Verteidigung reichte die Besatzung vollständig aus, an Geschützen und Munition war Überfluß. Indessen bot sich den Belagerern der Vorteil, daß die umgebenden und die Stadt überragenden Höhen an drei Seiten bis auf Schußweite an die Stadt reichten, besonders bot im Norden der 120 Meter hohe Berg St. Michel günstigste Gelegenheit zum Aufbau von Batterien.

Am 12. September traf die 17. Division vor Toul ein. Um die Festung völlig einzuschließen, ward das ganze Gelände rings um sie in drei Abschnitte eingeteilt und jeder Abschnitt bestimmten Truppenkörpern zur Besetzung und Beobachtung zugewiesen. Am 19. erhielt die eine Hälfte der Division, die 33. Infanteriebrigade (die „Hanseaten") eine andere Verwendung, und die zurückbleibende 34. Brigade, die mecklenburgischen Regimenter, hatte seitdem einen sehr anstrengenden Dienst. In jedem der drei Abschnitte stand immer ein Bataillon auf Vorposten, während die übrigen Truppen mit den Belagerungsarbeiten, besonders dem Bau der Stellungen für die schweren Geschütze, die am 17. und 18. September aus Köln und Magdeburg eintrafen, vollauf beschäftigt waren.

Wenn auch der Feind keine Ausfälle machte, so versäumte er doch nicht, jede Annäherung an die Wälle durch Chassepot- und Wallbüchsenfeuer zu bestrafen. So erhielten Unteroffizier Götze und Gefreiter Vogel vom 90. Regiment bei einem Patrouillengang in der Richtung auf die Festung Feuer, und Gefreiter Vogel brach schwer verwundet zusammen. Da verließ Unteroffizier Götze, der Deckung gefunden hatte, ungeachtet des heftigen Feuers die Deckung, hob den Verwundeten auf und trug ihn etwa 50 Schritt zurück, bis ihn selbst ein Schuß in den linken Arm traf. Dieses tapfere und kameradschaftliche Verhalten ward durch das eiserne Kreuz und das mecklenburgische Verdienstkreuz belohnt. Vogel erlag seiner Wunde und war das erste Opfer, das der Krieg unter den mecklenburgischen Truppen forderte.

Die Stellungen für die Belagerungsgeschütze wurden in den beiden Nächten vom 21. bis zum 23. September vollendet, es war ein hartes Stück Arbeit, und so viel Kräfte mußten dazu herangezogen werden, daß einzelne Abteilungen auf Vorposten in diesen drei Tagen ohne Ablösung blieben. Am 23. früh morgens standen 39 Belagerungsgeschütze und 24 Feldgeschütze bereit. Während die Truppen näher an die Stadt herangeschoben wurden, begann unter den Augen des Großherzogs, der in der Nacht von seinem Hauptquartier Rheims eingetroffen war, das dröhnende Konzert der Geschütze. Nicht lange, so loderten an mehreren Stellen der Stadt die Flammen empor. Zur Rache dafür schoß der Feind, der im ganzen das Feuer nur schwach erwiderte, zwei von unsern Vorposten besetzte Vorstädte in Brand.

Schon um $3^1/_2$ Uhr nachmittags ward auf der Kathedrale die weiße Fahne aufgezogen und nach kurzer Unterhandlung die Kapitulation abgeschlossen. Die Besatzung ward kriegsgefangen nach Deutschland geführt, 2 Fahnen, 71 Festungsgeschütze, gegen 30000 Handfeuerwaffen, 2800 Säbel, 220 Pferde und 2000 Zentner Pulver fanden sich in der Festung vor.

c. Eine Begegnung mit Franctireurs.

Am 17. Oktober wurden von der Cernierungslinie vor Paris aus der Oberjäger Ehlers, der Gefreite Fritzsche, ein Sohn des Professors Fritzsche zu Rostock, und die Jäger Löper,

Jahn und Schönfeldt auf einem Wagen nach Nogent l'Artaud zum Einkauf von Lebensmitteln geschickt. Irrtümlicher Weise schlugen sie am zweiten Reisetage einen Weg ein, der nicht nach Nogent l'Artaud, sondern nach Nogent sur Seine führte, das außerhalb des Bereiches der deutschen Truppen lag. Wie es ihnen infolge dieses Irrtums erging, darüber erzählt Schönfeldt:

„Es war ein kostbarer Tag, dieser 18. Oktober, und heiter wie der Tag gings in die Landschaft hinein. Fritzsche richtete sich hoch auf, schwenkte seine Büchse und rief, als wir das nächste Dorf passierten: „Hoch Deutschland! Heut ist der 18. Oktober!" Wir stimmten jubelnd ein, hinunter ging es durch die schönen, lachenden Dörfer. So kamen wir nach Provins. Es war gerade Mittag.

Provins ist eine reizend gelegene Stadt am Fuß und Abhang eines Berges; beinahe einsam vom Berge herab grüßt eine alte Kirche; durch die Stadt aber schlängelt sich ein Fluß, mit Lohmühlen und Gerbereien, und dazwischen — Rosengärten. Einzelne Stämme standen noch in Blüte.

Wir fuhren auf den Markt, hielten vor einem Gasthaus, um zu füttern, und begannen nun Fragen zu stellen, wie man wohl thut, wenn man sicher und guter Dinge ist, als wir plötzlich den Marktplatz mit Hunderten von Menschen sich füllen sahen, viele bloß neugierig, aber die meisten ersichtlich feindselig. Die Antworten auf unsere Fragen wurden immer kürzer; ein Murmeln begann, ein Andrängen auf unsern Wagen zu, so daß Ehlers, der Ordre hatte alle Häkeleien zu vermeiden, uns schnell entschlossen zurief: „aufsitzen", und im nächsten Moment schon rasselte der Wagen wieder über das Pflaster hin, mitten durch die auseinanderstiebende Menschenmenge hindurch, zur andern Seite der Stadt hinaus. Ein Gespräch mit dem Wirt hatte uns vorher schon genau die Richtung angegeben, die Richtung auf das falsche Nogent. Es war noch dritthalb Meilen.

Das Geschrei der Menge folgte uns, starb aber bald, und der ganze Vorgang, dem wir bis dahin wenig Bedeutung beigemessen hatten, da wir uns auf völlig gesichertem Boden glaubten, war schon bald wieder vergessen, als wir $^3/_4$ Meilen hinter Provins in den Forêt de Sordun eintraten, der mehrere Stunden groß, das Terrain zwischen Provins und Nogent mit seinen Wald- und Berg-Coulissen ausfüllt. Wir mußten jetzt

durch Schluchtenwege hindurch, die zu beiden Seiten sich bald zu beleben anfingen; hinter jedem Baum trat ein Blaukittel hervor; einige bewaffnet, andere nicht; auch Frauen und Kinder. Diese begannen ein Gejohle und Geschrei; alles aber folgte und hing sich wie eine Herde Wölfe, die auf den richtigen Moment wartet, an unser Gefährt. „Nicht umsehen", kommandierte Ehlers und nahm selber die Leinen in die Hände. Er war ein guter Fahrer, und die beiden dampfenden Pferde, die in Provins ohnehin um ihre volle Ration gekommen waren, griffen jetzt aus mit ihrer letzten Kraft, dies half zunächst, der Wald lag alsbald hinter uns; nur die besten Läufer hatten Schritt mit uns gehalten; Nogent konnte keine Stunde mehr ab sein, wenn die Pferde aushielten . . . ?! In diesem Augenblick fuhren wir in ein Dorf hinein; in der Mitte desselben standen die beiden Braunen still, sie konnten nicht weiter. Ehlers warf die Zügel aus der Hand und sprang vom Wagen; wir andern folgten.

Nur Fritzsche blieb oben stehen; er hatte die angeborene Heldennatur und schrie in das Geschrei des andrängenden Menschenhaufens hinein: Qu' est-ce que c'est- que ca! que-voulez-vous? (Was bedeutet dies? Was wollt Ihr?) Sie blieben ihm die Antwort nicht schuldig: Vos fusils! vous êtes prisonniers! (Eure Flinten! Ihr seid Gefangene!) und im selben Augenblick stürmten sie auf ihn ein, ein Franctireur, ein schöner junger Kerl mit Klapphut und roter Schärpe, an ihrer Spitze. Ich sehe ihn noch. Fritzsche schlug an und der Franctireur stürzte zu Boden. Ich habe nie so viel Blut an einem Menschen gesehen. Aber das Blut kam über uns. Ehe uns noch klar war, was geschehen, waren wir entwaffnet. Fritzsche der sich auch jetzt noch zur Wehr setzte, wurde vom Wagen gezerrt und an die Wand des nächsten Hauses gestellt: meurs, chien prussien! (Stirb, preußischer Hund!) Er wußte jetzt, daß er vor dem Tode stand, richtete sich in die Höhe, riß Rock und Weste auf und schrie: Tirez! (Feuer!) Im selben Moment lag er tot am Boden. Ehlers in Verzweiflung machte sich gewaltsam los, um die Hand des Toten noch einmal zu fassen, aber ehe er 10 Schritte gemacht hatte, trafen ihn drei Kugeln in Kinnbacken, Brust und Schenkel; er kroch jetzt heran und umarmte zärtlich die am Boden liegende Leiche des Freundes. Selbst die Feinde hielten einen Augenblick inne und sahen dem

grausig rührenden Schauspiel zu. Aber im nächsten Augenblicke war Löper auf den Tod getroffen, und Jahn und ich wurden an die Bäume der Chaussee gestellt, um hier das Schicksal Fritzsches zu teilen. Ich war fertig und hatte nur noch ein Flimmern vor den Augen; aber Jahn, Gott segne jede französische Privatstunde, die er gehabt, sprang jetzt vor und redete die tobende Volksmasse an. Ich weiß nicht mehr, was er sagte, er wird es selber kaum wissen, aber als er schwieg, setzten sie die Gewehre ab und erklärten uns als Gefangene. Wir mußten uns jetzt auf die Bank des Wagens setzen, zwei Franctireurs dicht neben uns; dann wurden die beiden Verwundeten aufgeladen, zwischen ihnen die Leiche Fritzsches. So ging es auf Nogent zu.

Ehlers litt unsäglich. Er beschwor die Franzosen, seiner Qual ein Ende zu machen. Umsonst. Im Trabe ging es weiter. Als wir Schritt fuhren, eine Berglehne aufwärts, kam ein Bauer uns nachgelaufen, der den anstoßenden Acker pflügte. Er verwünschte uns alle; dann nahm er seinen Peitschenstock und schlug dem sterbenden Ehlers ins Gesicht. Das war den Franctireurs doch zu viel, sie sprangen vom Wagen und stießen das blaukittelige Scheusal in den Chausseegraben hinein.

Um 3 Uhr waren wir in Nogent. Welcher Einzug! So hatten wir den Tag von Leipzig gefeiert."

Ehlers starb am 22. November im Lazaret von Nogent. Löper, dem eine Kugel die Brust durchbohrt hatte, genas, wenn auch nach langen Leiden. Jahn und Schönfeldt brachten den Rest des Krieges als Gefangene auf Oléron zu, einer Insel, die nördlich von der Gironde-Mündung liegt.

d. Großherzog Friedrich Franz bei Loigny.

Die Nacht vom 1. zum 2. Dezember, die letzte vor dem Ehrentage des Großherzogs und der Mecklenburger, dem Tage von Loigny, hatte der Großherzog in Janville zugebracht. Am Morgen des 2. Dezember ritt er nach dem Dorfe Bazoches les Hautes, das eine Meile nordöstlich von Loigny liegt, und von wo er das Gelände, in dem sich die Schlacht entspann, fast ganz übersehen konnte. Als der Feind auf Loigny zurückgeworfen war und die Unsern in das Dorf eingedrungen waren, ritt er näher heran und nahm auf einer Höhe östlich vom Dorfe Stellung, um hier die Meldungen der Truppen in geringer

Entfernung von ihnen entgegenzunehmen und die Schlacht zu leiten. Die Höhe war dem Feuer der südlich von Loigny aufgefahrenen feindlichen Geschütze ausgesetzt, und der Stab des Großherzogs bildete zusammen mit der Stabswache ein nicht ungeeignetes Ziel. Es dauerte deshalb nur wenige Minuten, und ein Granatregen begann sich über die Höhe zu ergießen. Trotzdem verschmähte es der Großherzog, der die größte Kaltblütigkeit behielt, seinen Platz zu verlassen; nur der Stabswache wurde ein einige hundert Schritt zurückgelegener Punkt zum Halten angewiesen, um das Ziel der feindlichen Geschütze zu verkleinern.

Allmählich richteten sich immer mehr Geschütze des Feindes nach jenem Hügel. Die Granaten schlugen in unmittelbarster Nähe des Großherzogs ein, so daß ihn endlich die Adjutanten sowie der Chef des Stabes darauf aufmerksam machten, daß es seine Pflicht als Feldherr sei, sein Leben nicht so großer Gefahr auszusetzen. Der Großherzog ritt nunmehr nach Loigny, das in vollen Flammen stand. In dem Augenblick, als dies geschah, platzte eine Granate nicht fünf Schritte von ihm, sein Pferd drehte sich, erschreckt durch die Gewalt des Einschlages dicht vor ihm, auf den Hinterbeinen herum, und nur der Geschwindigkeit dieser Wendung war es zu danken, daß die nach allen Richtungen umherfliegenden Sprengstücke, von denen eins kaum einen Zoll vor ihm vorbeiflog, ihn nicht verletzten.

Auch Loigny bot keine Deckung, da eine große Anzahl feindlicher Geschütze ihr Feuer gegen das Dorf vereinigte. Den vielfachen Geschossen gesellten sich noch die von den Dächern gerissenen Ziegel bei. Ein Geschoß traf in der nächsten Nähe zwei Dragoner, die sich mit ihren Pferden auf dem Boden wälzten. Jeder Bewegung des Stabes folgten die feindlichen Geschütze mit vollkommener Genauigkeit, auch dem Infanteriefeuer war er ausgesetzt. So ließ sich denn endlich der Großherzog bestimmen, in einer Erdmulde etwas weiter zurück seinen Standpunkt zu nehmen, wo er besser geschützt war. Von hier aus erteilte er, nachdem der letzte Angriff des Feindes auf Loigny zurückgeschlagen war, seine Befehle zur Verfolgung. Erst bei völliger Dunkelheit kehrte er nach seinem Hauptquartier in Janville zurück.

e. Der letzte Korpsbefehl des Großherzogs.

Am 3. Februar 1871 — nach Abschluß des Waffenstillstandes — reiste der Großherzog in die Heimat, nachdem er den Oberbefehl über das von ihm geführte XIII. Armeekorps niedergelegt und sich von ihm mit folgendem Korpsbefehl verabschiedet hatte:

„Seine Majestät der Kaiser und König haben die Auflösung des XIII. Korps befohlen.

Ich wende mich daher zum letzten Mal an das Korps, um ihm Lebewohl zu sagen. Die Worte dieses Abschiedes können nach dem, was hinter uns liegt, nur Worte der Anerkennung und des Dankes sein.

Am 30. August vorigen Jahres überschritt das Armeekorps die französische Grenze; heute spreche ich zu Euch, Soldaten, nachdem das Korps mehr als 150 Meilen zurückgelegt hat, aus Rouen, der Hauptstadt des Nordens Frankreichs.

Welch' gewaltige Ereignisse füllen diese Zeit aus!

Das Armeekorps, mit welchem abwechselnd die 2. Landwehr-Division, die 2., 4., 5. und 6. Kavallerie-Division, das 1. Bayerische Armeekorps und die Württembergische Felddivision unter meinem Befehl in engstem Verbande und in treuer Kameradschaft standen, hat die Festungen Toul und Soissons erobert und an den Belagerungen von Metz und Paris teilgenommen. Mit dem Tage des Abrückens von Paris begann eine lange Reihe von oft starken, durch die Unbilden eines harten Winters erschwerten Märschen, in denen wir fast täglich den Feind vor uns hatten. Oft haben wir ihn geschlagen, niemals sind wir ihm gewichen.

Mehr als 20000 Gefangene, 68 Geschütze und ein reiches Kriegs-Material sind dem Feinde in offener Feldschlacht abgenommen worden. Die blutigen Tage von Bazoches, Orleans, Beaugency und Le Mans sind Ruhmestage, die dem Armeekorps auf immer einen ehrenvollen Namen in der Kriegsgeschichte gemacht haben. Ich danke allen Herren Generalen und Offizieren für ihre Einsicht und für das hervorleuchtende Beispiel, das sie ihren Untergebenen gegeben haben; ich danke Euch, Soldaten, für Eure Tapferkeit und Manneszucht und für die Hingebung im Ertragen von Beschwerden, die oft die höchste Anspannung, deren ein Mann fähig ist, verlangten.

Die schönste Belohnung des Soldaten — die Zufriedenheit und der Dank des Allerhöchsten Kriegsherrn — ist uns in reichstem Maße zu Teil geworden.

Mit Stolz können wir alle auf diese Zeit zurückblicken, und jeder einzelne von Euch kann mit Befriedigung sich daran erinnern, daß auch er in dem ruhm- und erfolgreichsten Kriege, den die Weltgeschichte kennt, mitgefochten und seine Schuldigkeit gethan hat.

Ich bin der Zuversicht, daß die einzelnen Teile des XIII. Armeekorps in ihren neuen Verbänden mit derselben Auszeichnung ihre Pflicht erfüllen, und wenn es nötig werden sollte, sich auch schlagen werden wie bisher.

Hiermit rufe ich dem Armeekorps ein herzliches Lebewohl zu.

gez. Friedrich Franz,

Großherzog von Mecklenburg-Schwerin."

22. Großherzog Friedrich Franz III.

Großherzog Friedrich Franz III., geb. den 19. März 1851, erhielt, wie sein Vater und jüngst auch sein Sohn die erste Vorbereitung für seinen hohen Beruf auf dem Gymnasium zu Dresden und bezog, nachdem er hier seine Abgangsprüfung bestanden hatte, Ostern 1870 die Universität Bonn.

Den deutsch-französichen Krieg machte er im Hauptquartier des Königs Wilhelm mit und war Zeuge der Schlachten bei Gravelotte und Sedan und der Kaiserproklamation in Versailles. Im Jahre 1879 vermählte er sich mit der Großfürstin Anastasia, Tochter des Großfürsten Michael von Rußland. Er regierte von 1883 bis 1897. Zu seinem eigenen tiefen Schmerze zwang ihn seine schwache Gesundheit, einen großen Teil seiner Regierungszeit im Auslande — in Cannes an der südfranzösischen Küste — zuzubringen. Wie schwer er selbst diese lange und häufige Trennung von seiner Heimat empfand, hat der edle Fürst oft ausgesprochen, niemals ergreifender als bei der Eröffnung der Landesgewerbeausstellung in Rostock am 1. Juni 1892, wo er folgende Ansprache hielt:

„Es ist mir ein dringendes Bedürfnis, Ihnen hier an dieser Stelle meine Freude auszusprechen, daß ich an dem heutigen Tage hier in meinem lieben Rostock zugegen sein kann. Aber es drängt mich, auch an dieser Stelle meinem Dank gegen Gott Ausdruck zu verleihen, daß es mir vergönnt ist, nach der schweren Krankheit, die ich im vergangenen Jahre in Ihrer unmittelbaren Nähe (in Gelbensande) erlitt, und nach langer Trennung wieder in meinem lieben Mecklenburg weilen zu können. Nicht viele von Ihnen werden es verstehen und wissen, was es heißt, Monate lang von dem Heimatlande getrennt zu sein, an dem das Herz hängt und zu dem es mit jeder Faser uns hinzieht! Aber Sie können sich versichert halten, ob ich hier in Ihrer Mitte weile oder im fremden Lande, mein Herz schlägt an jedem Orte warm und mächtig meinem lieben Mecklenburg entgegen, mein ganzes Fühlen und Denken und meine Arbeit sind stets in derselben Weise meinem Heimatlande zugethan."

Nach neuer langer und schwerer Krankheit starb er in Cannes den 10. April 1897.

---

23. Der Tod des Herzogs Friedrich Wilhelm.

Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg, der vierte von den sechs Söhnen des Großherzogs Friedrich Franz II., wurde geboren am 5. April 1871 und trat im April 1888 als Kadett in die Marine ein. Im Sommer 1891 zum Unterleutnant befördert, erhielt er am 1. Oktober 1896 das Kommando eines Torpedobootes (S. 26). Auch in dieser Stellung, wie in allen früheren, bewies er Entschlossenheit, Ausdauer, Pflichttreue und Pünktlichkeit und eine stete, uneigennützige Fürsorge für seine Leute, die ihm deren Liebe in einem so hohen Grade eintrug, daß sie alle für Hoheit „durchs Feuer zu gehen" bereit waren. Nach langen, anstrengenden Übungen im Sommer des Jahres 1897 ward die Flotte, der sein Boot angehörte, am 21. September in Wilhelmshaven aufgelöst, der Heimatswimpel ward gehißt, und am nächsten Tage die Fahrt von Wilhelmshaven nach Kiel durch den Kanal, der jetzt von der Elbemündung nach Kiel führt, den „Kaiser Wilhelms-Kanal", angetreten. Es sollte des Herzogs letzte Fahrt werden.

Kurz nach fünf Uhr Morgens liefen die Boote — ihrer sechs — aus dem Hafen aus. Es war hoher Seegang und ein ziemlich starker Weststurm, so daß die Wellen häufig über das Deck der Boote hinwegschlugen. Der Platz des Kommandanten ist auf dem Vorderschiff zwischen Schornstein und Turm, hier stand denn auch an diesem Morgen der Herzog, die Bewegungen der See beobachtend. Seine Kleidung war der hellgelbe Ölrock, um die Brust noch die Schwimmweste. Den Kopf bedeckte eine Mütze mit heruntergelassenem Sturmriemen. Dazu hohe und ziemlich weite Gummistiefel. Unmittelbar neben ihm stand der älteste Unteroffizier, der mit der Hand den Maschinentelegraphen umfaßte, um jeden von dem Kommandanten erteilten Befehl der Maschine augenblicklich mitteilen zu können.

Es war gegen 10 Uhr Vormittags, die Schiffe befanden sich bereits in der Mündung der Elbe, die ja meerbusenartig erweitert ist, als eine gewaltige Welle, die von hinten auflief, das Heck des Bootes hob und zu beiden Seiten über Deck zusammenbrach. Der Bug tauchte ein, zugleich drehte sich das Boot seitwärts und schlug dann um.

Sofort begaben sich die übrigen Boote zur Unfallstelle. An der vom Winde abgewandten Seite hingen etwa fünf Menschen an der Bordwand, während ebenso viele auf der andern Seite im Wasser trieben. Diese Leute konnten fast ausnahmslos gerettet werden, der Herzog aber befand sich nicht darunter. Er war von der Gewalt der andringenden Wassermassen durch die offene Turmthür in das Zwischendeck geschleudert worden, das sich schnell, aber doch nur zum Teil mit Wasser füllte. Hier befanden sich außer ihm noch vier seiner Leute. Als er die Lage erkannte, versuchte er zunächst sich der Gegenstände zu entledigen, welche ihn an einer möglichen Rettung hätten hindern können. Es gelang ihm die Schwimmweste abzustreifen, während er den Ölrock nicht auszuziehen vermochte. Auch hat er den Versuch gemacht, sich von den hohen Gummistiefeln zu befreien, doch ist es nur mit einem derselben gelungen. Als er einsah, daß weder für ihn noch für die Leute auf Rettung zu hoffen sei, sprach er ruhig und gefaßt zu ihnen die Worte: „Es ist alles verloren, Jungens, jetzt wollen wir noch beten: Vater, nimm unsere Seelen zu Dir in den Himmel und gieb uns einen schnellen und gelinden Tod!“

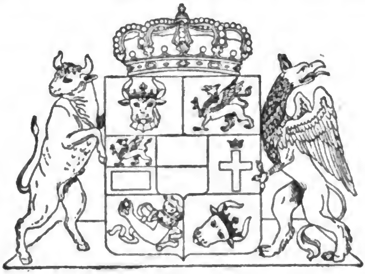
Einer der vier, der Heizer Leckebusch, hatte vor dem Unfall im Zwischendeck geschlafen und war erst infolge des Kenterns aufgewacht. Für ihn, der wenig bekleidet war, hatte der Versuch, sich durch Tauchen zu retten, einige Aussicht auf Erfolg. Der Herzog veranlaßte ihn deshalb dazu und trug ihm auf, für den Fall des Gelingens zu melden, daß er, der Herzog, sich im Zwischendeck befände. In der That gewann Leckebusch tauchend die Turmthür und durch dieselbe wie durch ein Wunder unter dem Deck des Schiffes hinweg die Oberfläche des Wassers, wo er aufgefischt ward.

Eine Stunde nach dem Kentern versank das Boot, und die Wellen schlugen über ihm zusammen. Nie haben sie bravere Leute, nie einen edleren Jüngling, einen treueren Seemann auf den Meeresgrund gebettet!

Am 28. September ward die Leiche des Herzogs durch einen geschickten Taucher aus dem Innenraum des Schiffes herausgeholt und am 5. Oktober im Dom zu Schwerin in der heiligen Blutskapelle beigesetzt. In Kiel aber haben ihm wie den sieben Braven, die mit ihm gestorben sind, die deutschen Seeoffiziere ein Denkmal gesetzt, einen mächtigen Obelisken von schön gefärbtem Granit, vor welchen, als Symbol der Marine, ein schwerer Schiffsanker gelegt ist, dessen Kette, gleichsam als das Band der Treue und Kameradschaft, den Fuß des Steines umschlungen hält.

Das mecklenburgische Wappen.

Das mecklenburgische Wappen in einfacher Gestalt ist ein



Stierkopf; das vollständige Wappen besteht aus sechs Feldern und einem Mittelschilde. Es erinnert an die sieben Landesteile, aus denen im Laufe der Zeiten unser Vaterland erwachsen ist.

1. **Herzogtum Mecklenburg**: Auf goldenem Grunde ein schwarzer Stierkopf mit aufgerissenem rotem Maule und ausgestreckter roter Zunge. Auf dem Kopfe trägt er silberne Hörner und eine goldene Lilienkrone. 2. **Herrschaft Rostock**: Auf blauem Grunde ein goldener Greif mit ausgestreckter Zunge und aufgehobener rechter Vorderklaue. 3. **Fürstentum Schwerin**: Ein quer geteiltes Feld; in der oberen blauen Hälfte befindet sich ein goldener Greif, in der unteren silbernen Hälfte ein grünes Viereck. 4. **Fürstentum Ratzeburg**: Auf rotem Grunde befindet sich ein silbernes Kreuz mit goldener Krone. 5. **Herrschaft Stargard**: Auf rotem Grunde ein silberner weiblicher Arm mit goldenem Ringe zwischen Daumen und Zeigefinger. 6. **Fürstentum Wenden**: Auf goldenem Grunde ein schrägliegender Stierkopf mit silbernen Hörnern und goldener Lilienkrone, aber mit geschlossenem Maule. 7. **Grafschaft Schwerin**: Der quer geteilte Mittelschild; die obere Hälfte ist rot, die untere golden.

Das Wappen wird von einem Stier und einem Greif gehalten und ist mit der Königskrone geschmückt.

Der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz führt Wappen und Titel mit dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin gemeinschaftlich. Der Titel beider Großherzöge lautet: „Großherzog von Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr.“

Die mecklenburgischen Landesfarben sind blau, gelb, rot.

Anhang.

24. Der wilde Jäger.

Der höchste Gott, den unsere germanischen Vorfahren verehrten, war Wodan. Von weitem Mantel umflattert, fuhr er auf weißem Rosse im Sturmwind durch die Luft, seinen gewaltigen Schlachtspeer schwingend, in seinem Gefolge die Helden, die er in seiner Burg Walhall um sich versammelt hat.

Als die alten Deutschen Christen wurden, vergaßen sie ihren alten Glauben nicht ganz, aber aus den Göttern, zu denen sie gebetet hatten, wurden Spukgeister; Wodan, der Himmels- und Schlachtengott, wurde zum „wilden Jäger". In finsteren Nächten, wenn der Sturmwind durch die Lüfte braust und heult und die Äste der Bäume gegeneinander schlägt, glaubt der Landmann hoch über sich in der Luft Hundegebell und Rossegewieher zu hören und meint, es sei die wilde Jagd, die über ihm dahinzöge. Noch jetzt nennt er ihren Führer mit dem Namen des alten Gottes Wode und läßt ihm beim Abmähen des Getreides auf dem Felde einen Büschel Halme stehen, wobei früher der Vers gesungen ward:

„Ho Wode, ho Wode, du goder,
Hale dinem Rosse nu Voder,
Hale nu Distel und Dorn, —
Thom andern Johr beter Korn!

Wehe dem Wanderer, der auf einsamem Wege dem Wode begegnet, denn oft ist dieser boshaft; nur wer mitten im Wege bleibt, dem thut er nichts zu Leide. —

Ein Bauer kam einstmals in der Nacht von der Stadt. Sein Weg führte ihn durch einen Wald. Da hört er die wilde Jagd und das Getümmel der Hunde und den Zuruf des Jägers in hoher Luft: „Mitten in den Weg! Mitten in den

Weg“ ruft eine Stimme; allein er achtet ihrer nicht. Plötzlich stürzt aus den Wolken nahe vor ihn hin ein langer Mann auf einem Schimmel. „Hast Kräfte?“ spricht er; „wir wollen uns beide versuchen. Hier die Kette! Fasse sie an! Wer kann am stärksten ziehen?“ — Der Bauer faßte beherzt die schwere Kette, und hoch auf schwang sich der wilde Jäger. Indes hatte jener sie um eine nahe Eiche geschlungen, und vergeblich zerrte der Jäger. „Hast gewiß das Ende um die Eiche geschlungen?“ fragte der herabsteigende Wod. „Nein“ versetzte der Bauer, der die Kette eiligst losgewickelt hatte, „sieh, so halte ich es in meinen Händen.“ „Nun, so bist Du mein in den Wolken“, rief der Jäger und schwang sich empor. Der Bauer schürzte schnell die Kette wieder um die Eiche, und es gelang dem Wod nicht. „Hast doch die Kette um die Eiche geschlagen!“ sprach der niedersteigende Wod. „Nein“, erwiderte der Bauer, „sieh, so halt ich sie in meinen Händen.“ „Und wärst du schwerer als Blei“, rief der wilde Jäger, „so mußt Du hinauf zu mir in die Wolken.“ Blitzschnell ritt er aufwärts; aber der Bauer half sich auf die alte Weise. Die Hunde bellten, die Rosse wieherten dort oben, die Eiche krachte an den Wurzeln und schien sich seitwärts zu drehen. Dem Bauer ward bange; aber die Eiche stand. „Hast brav gezogen,“ sprach der Jäger; „mein wurden schon viele Männer; aber Du bist der erste, der mir widerstand. Ich werde dich belohnen.“ Laut ging die Jagd weiter! „Hallo, holla!“ Der Bauer schlich seines Weges weiter. Da stürzt aus der Eiche ein Hirsch ächzend vor ihn hin, und Wod ist da, springt vom weißen Rosse und zerlegt das Wild. „Blut sollst du haben“, spricht er zum Bauer, „und eine Keule dazu.“ „Herr“, sagte der Bauer, „siehe, Dein Knecht hat nicht Eimer noch Topf.“ „Zieh' den Stiefel aus!“ ruft Wod; er that's. „Nun wandere mit Blut und Fleisch zu Weib und Kind.“

Die Angst erleichterte anfangs die Last; aber allmählich ward sie schwerer und schwerer; kaum vermochte er sie zu tragen. Mit krummem Rücken, vom Schweiße triefend, erreichte er endlich seine Hütte, und siehe da, der Stiefel war voll Gold und die Keule ein lederner Beutel voll Silbergeld.

25. Hünensagen.

Habt ihr, liebe Kinder, schon einmal ein Hünengrab gesehen? Habt ihr wohl beachtet, wie gewaltig groß die Felsblöcke sind, die seine Seitenwände und seine Decke bilden, und wie groß auch der Hügel, auf dem das Grab meistens liegt? Daß auch dieser künstlich aufgeschichtet ist, könnt ihr an seiner regelmäßigen Form und an dem Steinkranz sehen, der rings seinen Fuß umgiebt. Wer mögen denn aber diese Hünen sein, nach denen diese Denkmäler benannt sind? Ihr wißt es nicht? Nun, so will ich euch erzählen, was die Sage darüber zu melden weiß.

a. Die Diedrichshäger Berge.

Einst in ferner Vorzeit, ehe Menschen von der Größe der heutigen in unser Land einwanderten, wohnte ein Volk von Riesen darin, die Hünen. Bis zu 60 Fuß groß sollen die Hünen geworden sein und eine riesige Stärke besessen haben. Alle Berge in unserm Lande haben sie aufgeschichtet und die Landseen und Teiche gegraben. Einmal nahmen sie sich vor die Ostsee zuzuschütten. Den ganzen Bergrücken der Diedrichshäger Berge (zwischen Doberan und Kröpelin) hatten sie schon dazu zusammengetragen. Eines Morgens aber, als sie wieder an die Arbeit gingen und alle eine Schürze voll Erde herbeischleppten, da wurden sie einig, ihr Vorhaben aufzugeben, da doch zu viel Erde dazu gehöre und sie auch, um Erde zu gewinnen, auf andern Stellen neue Seen graben müßten. Sie ließen also die Erde aus ihren Schürzen auf der Stelle, wo ein jeder stand, zu Boden fallen, und eine jede Schürze voll bildete einen kegelförmigen Hügel. Solche giebt es in der „Kühlung“, dem Walde an der Nordseite der Diedrichshäger Berge, eine große Menge. Wer sie zählt, kann daraus die Zahl der Riesen, die sich an jenem Morgen dort versammelt hatten, abschätzen.

b. Das Riesenpaar bei Raschendorf.

Von diesen Riesen rühren auch die Hünengräber her, die sie ihren gestorbenen Angehörigen errichtet haben. Auch andere

Steindenkmäler, die noch vorhanden sind, stammen von ihnen. Ein solches liegt unweit von der Chaussee von Wismar nach Grevesmühlen in der Nähe des Dorfes Naschendorf. Es besteht aus zwei großen Felsblöcken, auf denen ein dritter als Deckel ruht. Ein Riesenpaar soll einst hier in den Tannen gewohnt und diese Steine als Backofen benutzt haben; man nennt sie deshalb den Riesenbackofen. Nicht weit davon liegt das Grab des Riesenpaares, das ebenfalls noch heute vorhanden ist. Mit diesem aber hat es nach der Sage eine andere Bewandtnis wie mit den übrigen Hünengräbern, es ist nicht von den Hünen selbst errichtet, sondern von den kleinen Menschen, den „Lütten", die zu der Zeit, als jenes Riesenpaar lebte, schon ins Land eingedrungen waren. Wie diese dazu kamen, will ich euch jetzt erzählen.

Der Riese that den „Lütten", die sich in der Umgegend angesiedelt hatten, vielen Schaden, nahm ihnen ihre Haustiere weg und trat ihnen ihr Korn nieder. Da beschlossen die Kleinen, sich zu rächen und ihn lebendig zu begraben. Sie stellten nun Vorposten aus, die sollten, wenn der Riese eingeschlafen wäre, die Umwohner benachrichtigen. Das geschah denn auch, und die Leute kamen mit Hacken, Gräbern und Schaufeln herbei. Sie machten neben dem schlafenden Riesen eine Vertiefung in der Erde, wälzten ihn dann hinein und beschaufelten ihn mit Erde. Am andern Morgen ward der Riese von seiner Frau gesucht. Sie fand ihn nicht und erfuhr endlich, daß er begraben sei und wo sich sein Grab befände. Da ging sie hin, sammelte ihre Schürze voll Steine und schüttete dieselben um das Grab herum aus. Aber noch an demselben Tage stand der Riese, für den das Grab nur ein warmes Bett gewesen war, wieder auf und setzte sein gewohntes Leben wieder fort, ja er trieb es noch ärger als zuvor. Da ward er eines Tages wieder schlafend gefunden und zwar an derselben Stelle wie vorher. Sogleich liefen wieder alle Leute aus der Umgegend zusammen und gingen aufs neue an die Arbeit, ihn noch einmal lebendig zu begraben. Sie machten diesmal eine weit tiefere Gruft, damit der Riese mehr Erde auf sich hätte und nicht so leicht wieder herauskäme. Als das Grab fertig war, wurden noch mehrere von den Steinen, welche des Riesen Frau dorthin getragen hatte, ihm auf den Kopf gewälzt. Diese Steine waren ihm zu schwer, und er mußte liegen bleiben und starb. Seine Frau

aber verließ die Gegend, und seitdem sind dort keine Riesen mehr gesehen worden.

c. Riesenkönigsgräber.

Auch Könige hatten die Riesen. Einer liegt im Buchholz bei Parchim begraben in einem silbernen Sarg, der von einem blechernen umschlossen ist. Viele haben schon das Grab gesucht, aber noch hat es keiner gefunden.

Ein anderer Riesenkönig liegt im sogenannten Trünnelberg bei Melkof zwischen Wittenburg und Hagenow. Er fiel in einem Kampfe gegen die Stadt Helm (zwischen Wittenburg und Hagenow), die jetzt ein kleines Dorf ist, einst aber eine große, reiche Stadt gewesen sein soll. Der gefallene König ward in einen goldenen Sarg gebettet, den man wieder mit einem kupfernen und endlich mit einem eisernen umschloß.

Mancher hat schon den Schatz zu heben versucht, aber der Teufel selbst hält Schildwache dabei. Nur einmal ist es einem Haufen Bauern aus der Umgegend gelungen, den Schatz zu erblicken. Und das ging so zu. Ein reisender Schatzgräber war nach Melkof gekommen, und mit ihm zog eine Anzahl Bauern in der Johannisnacht aus, um den Schatz zu heben und zu teilen. Eine Wünschelrute war mitgenommen und wurde von dem Schatzgräber um und über den Berg getragen. Ziemlich auf dem Scheitel des Hügels neigte sich die Rute, dort lag also der Schatz. Vor Beginn der Arbeit ließ sich der Schatzgräber von jedem Einzelnen versprechen, während derselben kein Wort, auch nicht das allerkleinste sprechen zu wollen; denn das kleinste Wort bricht auch den mächtigsten Zauber. Dann sprach er seine Zauberformel, und die Arbeit begann. Schon nach einer Stunde klapperten die Schaufeln auf dem eisernen Sarge. Derselbe wurde eiligst von der ihn umschließenden Erde völlig befreit und mit armdicken Tauen umspannt. Bis jetzt hatte keiner ein Wörtchen gesprochen, und so war die Arbeit ohne Störung vor sich gegangen, kein Hund mit tellergroßen Augen oder sonst etwas Schreckhaftes war ihnen erschienen. Die Bauern erfaßten die Taue und Hebel. Jetzt ein kräftiger Ruck, und der Sarg hätte sich gehoben: da erschien der leibhaftige Teufel. „Dat is min un blifft, wo't liggt“ sagte er kurz und herrisch. „Dreck is din!“ gab ihm ein

naseweiser Bursche zur Antwort. Das war es aber, was Beelzebub gewollt hatte, eine Antwort nämlich. Sarg und Teufel verschwanden sogleich, und die Grube stürzte krachend zusammen. Dies ist das letzte Mal gewesen, daß Schatzgräber versucht haben, den dreifachen Sarg des Riesenkönigs zu heben.

26. Zwergsagen.

a. Die Mönken in Doberan.

Einst gab es in unserm Lande auch Zwerge. Meistens hausten sie in Hügeln unter der Erde, von denen die Leute noch manche zu zeigen wissen; zuweilen aber nahmen sie auch in Gebäuden ihre Wohnung. So lebten ihrer viele, die man „Mönken" nannte, in der Brauerei zu Doberan. Diese liehen sich oft gutmütiger Leute Gerät zum Kochen und Backen, worin sie gewöhnlich beim Wiederbringen etwas von ihrem Gebäck liegen ließen. Besonders oft hatte eine alte Frau, die „Trin-Lischen" genannt ward, ihnen ihren Backtrog geliehen. Als es ihnen nun in Doberan nicht mehr gefiel, wollten sie diese Frau noch besonders belohnen. Deshalb kamen sie einige Nächte vor ihrem Abzuge in ihre Wohnung und riefen: „Trin-Lischen, kumm mit, di is en Schatz beschert!" Sie ward aber bange und rief: „Ich kann nich, mi grugt!" „Nu kamen wi noch tweemal, un denn trecken wi von hier weg!" riefen die Mönken und verschwanden. Als die Frau dies am andern Morgen ihrem Manne erzählte, sagte dieser, sie solle ihn nur wecken, wenn die Mönken wiederkämen; er wolle wohl mitgehen. Als aber die Mönken zum zweiten Male kamen, mochte die Frau ihren Mann noch so viel rütteln, er wachte nicht auf; und ebenso als sie zum dritten Male kamen, denn er sollte nicht sehen, wo ihre Schätze lägen. Die Mönken ließen nun bei ihrem Wegzuge diesen Schatz in der Brauerei zurück, und als nach mehreren Jahren ein armer Müller die Brauerei gepachtet hatte, fanden seine Kinder einmal beim Spielen im Sande das Gold und brachten es ihrem Vater, der dadurch ein reicher Mann wurde.

b. Der Mönkenberg bei Kritzemow.

Südöstlich von dem Dorfe Kritzemow, ungefähr 3/4 Meile von Rostock entfernt, liegt ein Berg, welcher der Mönken-, goldene oder Hexenberg genannt wird. Auch in diesem Berge wohnten vor Zeiten Zwerge. Sie lebten mit den umwohnenden Menschen in Frieden und bewiesen sich ihnen oft dienstfertig; wurden sie aber zum Zorne gereizt, so suchten sie ihre Rache zu befriedigen. Ihr Getränk, ein gutes Bier, brauten sie selber, holten sich aber das dazu erforderliche Gerät in der Nacht aus einem benachbarten Bauernhause, wofür sie sich dankbar erzeigten und die Einwohner dieses Gehöftes nicht allein mit diesem Getränke versorgten, sondern ihnen auch zum Wohlstand verhalfen.

An den Mönkenberg grenzt ein Torfmoor, das früher dicht mit Holz und Busch bestanden war. Hier hütete die Jugend des Dorfes nach damaliger Sitte des Nachts die Pferde; die Hirten waren gewöhnlich selbst beritten. Das Knallen mit Peitschen in der Nacht war nun den Unterirdischen sehr zuwider, und sie hatten es sich schon oft merken lassen, daß sie dadurch in ihrer Ruhe gestört wurden. Unter den Knaben des Dorfes zeichnete sich einer durch seinen Mutwillen aus und suchte fortwährend die Unterirdischen zu ärgern. Als er einst in einer hellen Nacht wieder so recht geflissentlich laut und häufig mit der Peitsche knallte, kam ein kleines Männchen auf ihn zu mit einem silbernen, innen vergoldeten Becher in der Hand und bot ihm einen Trunk daraus an. Der Hirtenknabe ergriff den Becher, aber statt zn trinken, wandte er, da er sich nichts Gutes vermutete, rasch sein Pferd und jagte davon auf dem Wege nach Biestow und Rostock. Der Zwerg eilte rasch hinter ihm her, mußte aber, als er an einen Kreuzweg kam, wieder umkehren. Der Knabe, der sich noch immer verfolgt glaubte, hielt nicht eher an, als bis er sich in Biestow befand. Den Becher hatte er in der Hand behalten, von der Flüssigkeit darin aber war ein großer Teil verschüttet, besonders beim Umsehen auf den Schwanz des Pferdes. Wie dieser Trank beschaffen war, zeigte sich nun, denn die Haare des Schwanzes und alle Stellen, wohin sonst noch ein Tropfen gefallen war, erschienen ganz verbrannt. Der Knabe war froh, dieser Gefahr entronnen zu sein, dankte Gott und schenkte den Becher der Kirche zu Biestow.

c. Die Unterirdischen bei Peckatel.

Einige tausend Schritt von dem Dorfe Peckatel, das unweit von Schwerin liegt, standen früher drei Hügel in Kegelform, ein kleinerer und zwei größere. Von dem einen dieser, dem Rummelsberg, ging in der Umgegend die Sage, daß die Unterirdischen darin wohnten. Mitunter — so erzählte man sich — halten sie Tafel auf dem Berge, wozu sie Kessel und andere Geräte aus den andern Bergen leihen. Einmal sah ein Knabe aus Peckatel die gedeckte Tafel und nahm ein Messer davon mit. Die Tafel konnte nun nicht wieder verschwinden. Wie aber der Vater des Knaben das sonderbare Gerät in der Hand desselben sah, fragte er, woher er es habe, und als der Sohn es ihm gestand, schalt er ihn und hieß ihn das Messer sogleich wieder hintragen. Sobald dies geschehen war, verschwand die Tafel und kam nicht wieder zum Vorschein.

Als man im Jahre 1843 den mittleren der drei Hügel aufdeckte, um ihn nach Altertümern zu durchforschen, fand man wirklich einen bronzenen Kessel darin, der auf einem Fußgestell von Rädern ruhte und noch im Museum zu Schwerin aufbewahrt wird. Und als dann zwei Jahre später auch der Rummelsberg untersucht ward, da ward — zum Staunen aller Anwesenden — eine aus Feldsteinen aufgeschichtete Tafel aufgedeckt, neben der ein großer Kessel aus gebrannter Erde eingemauert war. Die alte Sage hatte also eine überraschende Bestätigung gefunden.

d. Unterirdische im Petersberg.

Auch der Petersberg, eine runde, bewaldete Kuppe nahe bei dem gleichnamigen Dorfe östlich vom Pinnower und Schweriner See, gehört nach der Sage zu denen, in welchen die Zwerge Wohnung genommen hatten. Einmal war ein Bauer nach der nahen Mühle in Godern geritten und kehrte spät in der Nacht heim. Als er beim Petersberg vorbeikam, sah er die Unterirdischen dort tanzen und Kurzweil treiben. Er rief ihnen zu: „Was macht ihr hier, ihr kleinen Schieldinger?" Aber kaum hatte er diese Worte gesprochen, da fuhr die ganze Schar auf ihn los, und er konnte sich nur retten, indem er sein Pferd zu raschem Laufe antrieb und nach einer Stelle jagte, wo sich Flachsland befand, auf dem er, wie er wußte, gegen Verfolgung sicher war.

Lange hatten die Zwerge im Petersberg gewohnt, da entschlossen sie sich nach der Türkei auszuwandern. Ihr König kam deshalb eines Tages zum Fährmann der Schweriner Fähre, wo der Übergang über die Stör ist, und fragte ihn, ob er eine Fahrt nach drüben machen könne. Der Fährmann bejahte die Frage und hörte dann ein Rascheln und Flüstern, sah aber nichts. Er fuhr nun über die Stör, und als er am andern Ufer war, fragte ihn der Zwergkönig, ob er auch sehen wolle, wen er gefahren habe. Als er auch dies bejahte, befahl ihm der König, er solle ihm auf den linken Fuß treten und über die rechte Schulter sehen. Das that der Fährmann auch, und nun sah er am Ufer Kopf an Kopf, Hunderte, ja, wohl Tausende jener kleinen Wesen stehen. Sie zogen dann weiter, und seitdem sind sie verschwunden.

---

27. Das Petermännchen.

Im Schweriner Schlosse haust — so geht die Sage — seit alten Zeiten ein Geist, das Petermännchen. Seine ursprüngliche Heimat soll der Petersberg gewesen sein, ein Hügel bei dem gleichnamigen Dorfe, das nicht weit vom Ostufer des Schweriner Sees liegt. In diesem Hügel lebte ein zahlreiches Zwergvolk, und zu ihm gehörte auch das Petermännchen, das von dort nach dem Schweriner Schlosse übersiedelte. Einer, der es gesehen hat, beschreibt es als ein kleines Männlein, ältlich, mit einem Gesicht voll Runzeln, das aber doch nicht abschreckend war, mit langem, weißem, spitzem, fast bis auf die Brust hangendem Barte, kurzen, grauen, krausen Haaren, einer Mütze auf dem Kopf und einem Kragen um den Hals, mit langem Rock, der bis auf die Füße herabhing, und großen, vorne breiten Schuhen. Die Farbe des Rockes war für gewöhnlich grau, wenn es aber Krieg geben sollte, rot, und wenn ein Todesfall in der fürstlichen Familie bevorstand, kohlschwarz.

Gegen die rechtmäßigen Bewohner des Schlosses war das Petermännchen stets freundlich. Daß aber andere Herren als die rechtmäßigen Fürsten von Mecklenburg im Schlosse wohnten, duldete es nicht, und als Wallenstein das Land in seine Gewalt gebracht hatte und auf dem Schweriner Schlosse residieren

wollte, da plagte und zwickte es ihn so, daß er eiligst nach Güstrow zurückkehrte. Nicht besser erging es dem französischen General Laval, der im Jahre 1806 als Gouverneur auf dem Schlosse wohnte.

Auch gegen die Dienerschaft im Schlosse war das Petermännchen nicht bösartig, nur durfte man es nicht schelten, sonst rächte es sich empfindlich. Das mußte einmal ein Kammerdiener des Herzogs Friedrich Wilhelm zu seinem Schaden erfahren. Er holte Wein aus dem Keller, und unterwegs ging das Petermännchen, das ihm schon oft begegnet war, immer dicht vor ihm her. Da er nun grade übler Laune war, rief er ihm unmutig zu: „Du Kröte, geh aus dem Wege, oder ich nehme die Flasche und schlage dich auf den Kopf.“ Kaum waren ihm die Worte entfahren, da bekam er eine so derbe Ohrfeige, daß er umfiel und über eine halbe Stunde besinnungslos dalag, bis ihn andere fanden und mit Essig wieder zur Besinnung brachten. Noch Tage lang schmerzte ihn der Kopf von dem Schlage.

Besonders gab das Petermännchen darauf acht, daß alles ehrlich unter der Dienerschaft zuging. Einmal war ein Diebstahl im Schlosse geschehen, der Verdacht fiel auf einen alten Diener, er war aber unschuldig, und nur das Petermännchen hatte den wahren Thäter gesehen. Es besuchte nun den Gefangenen häufig, tröstete ihn und brachte ihm schöne Speisen und warme Decken. Dem Diebe aber setzte es arg zu, riß ihm von den gestohlenen Sachen ein Stück nach dem andern aus der Tasche und streute sie hinter ihm her, so daß andere es sahen und der Thäter entdeckt ward.

Ein anderes Mal stellte das Petermännchen einen Soldaten, der im Schlosse vor der Silberkammer Wache hielt, auf die Probe. Es erschien plötzlich vor ihm, schloß das Zimmer auf und forderte ihn auf, einzutreten und sich einige von den Kostbarkeiten anzueignen. Der Soldat aber weigerte sich. Darauf bat das Petermännchen ihn, sobald er abgelöst sei, ihm einen Gefallen zu thun; es sei keine Gefahr dabei, wohl aber ein schöner Verdienst zu gewinnen. Der Soldat willigte ein. Als er frei war, führte ihn das Männchen durch allerlei unterirdische Gänge und Gemächer, die es mit seinen Schlüsseln öffnete, deren es einen ganzen Bund im Gürtel hatte. Zuletzt kamen sie in ein Zimmer, wo das Petermännchen halt machte. Es zeigte dem Soldaten ein altes, verrostetes Schwert und bat ihn,

alle Rostflecken abzuputzen. Das gelang ihm auch bis auf einen ganz kleinen; eben wollte er auch diesen noch putzen, als ein gewaltiger Donnerschlag erfolgte und ihm die Sinne schwanden. Als er erwachte, befand er sich am Schloßthore. In seiner Tasche fühlte er etwas Schweres; es waren drei Stangen gediegenen Goldes, von denen er sich, als er ausgedient hatte, ein schönes Gut kaufte.

---

28. Der Vieting im Sonnenberge bei Parchim.

Vor vielen, vielen Jahren machte eine große Räuberbande den schönen, ausgedehnten Wald unsicher, der südlich von Parchim liegt und „Sonnenberg" heißt. Ihr Hauptmann nannte sich Vieting. Zu ihrem Aufenthalt hatten sie sich eine Höhle in dem Hügel erwählt, der von ihrem Anführer noch heute den Namen Vieting trägt. Nicht weit von diesem Hügel führt der Stolper Weg durch den Wald. Um in ihrer Höhle hören zu können, wenn jemand den Weg passierte, hatten sie folgende Vorrichtung getroffen. In ihrer Höhle war eine kleine Glocke befestigt. Von dieser führte ein Draht durch den Berg und von dort über den Weg. Im Wege selbst war er mit Zweigen und Erde bedeckt, so daß Niemand es merken konnte, wenn er darauf trat. Ging oder fuhr Jemand über jene gefährliche Stelle, dann läutete die Glocke im Berge. Auf dieses Zeichen stürzten die Räuber aus ihrer Höhle und überfielen und töteten die Wanderer. Lange hatten sie schon ihr Unwesen im Walde getrieben, ohne daß man sie fangen konnte. Da endlich wurde ihr Aufenthalt verraten, und das kam so.

Einst ertönte wieder die Glocke im Berge. Vieting eilte mit seinen Gesellen nach dem Wege. Sie fanden dort ein Mädchen, das, die Nähe der Räuberschar nicht ahnend, sorglos durch den Wald zur Stadt ging. Die Räuber wollten sie töten wie alle Gefangenen, die sie gemacht hatten. Vieting jedoch ward durch die Jugend und Schönheit des Mädchens zur Milde gestimmt, nahm es in seinen Schutz und führte es in die Höhle. Hier mußte sie den Haushalt der Räuber besorgen. Nach einiger Zeit waren die Vorräte der Räuber aufgezehrt. Da sie selber nicht zur Stadt zu gehen wagten, so beschlossen sie, das Mädchen zur Besorgung der Einkäufe nach Parchim zu

schicken. Bevor Vieting es entließ, nahm er ihm einen Eid ab, keinem Menschen den Aufenthalt der Räuber verraten zu wollen.

Das Mädchen begab sich also zur Stadt und besorgte die Aufträge. Als es wieder aus dem Thore hinausging, blieb es bei dem Schlagbaum stehen, den eine Schildwache öffnete und schloß, und sagte:

„Slagbom, ick klag di,
Vieting, de plagt mi;
Wenn du mi helpen wist,
Denn folg mi up de Arwten na.

Dann setzte es seinen Weg fort und bezeichnete seine Spur durch Erbsen, die es zu diesem Zwecke eingekauft hatte. Die Schildwache hatte des Mädchens Worte gehört und machte Meldung davon. Man folgte der Erbsenspur in den Wald und kam so zu dem Schlupfwinkel der Räuber. Alle wurden gefangen genommen und hingerichtet. Die Höhle ward zugeschüttet. Nur die kraterartige Vertiefung oben auf dem Vietingshügel zeugt noch davon, daß einst eine Höhle in dem Hügel war.

29. Die sieben Steine bei Spornitz.

Auf der Feldmark des Dorfes Spornitz, nicht weit von der Parchimschen Landwehr (der Stadtfeldgrenze) liegen dicht an der Chaussee sieben große, länglich-runde Steine, sechs dicht bei einander, der siebente eine kleine Strecke davon entfernt. Von diesen Steinen erzählt man sich Folgendes.

In früheren Zeiten, als die Bauern ihre Pferde des Abends und des Nachts weiden ließen, hüteten einmal sieben Knaben die Pferde von Spornitzer Bauern. Um sich die Zeit zu vertreiben, verfielen sie aufs Kegelspiel, und da sie nicht Kegeln noch Kugeln hatten, so machten sie aus den Würsten, die sie als Zehrung mitbekommen hatten, Kegel und aus Brotkrumen Kugeln. Aber mit dem lieben Gottesbrot soll man nicht spielen! Das mußten die Knaben an sich erfahren. Einer hatte nur zugesehen. Zu dem trat ein kleiner Mann und gebot ihm, schnell fortzulaufen und sich ja nicht umzusehen. Die sechs andern wurden in Steine verwandelt. Den weglaufenden plagte die Neugierde, zu erfahren, was aus seinen Kameraden geworden

sei. Um das Gebot zu umgehen, sah er zwischen seinen Beinen hindurch, doch auch er wurde nun zu Stein. Einmal nahm der Spornitzer Müller einen der Steine mit nach Hause, um ihn bei seiner Gartenmauer zu verwenden. Da fing der Stein an zu bluten, der Müller erschrak und brachte ihn eilends an seine Stelle zurück. Seitdem liegen die Steine ungestört, und selbst beim Bau der nahen Chaussee hat man sie unberührt gelassen.

Eine ganz ähnliche Sage erzählt man von einer Steingruppe bei dem Dorfe Dambeck in der Nähe von Wismar.

30. Die Düwelskuhl bei Rostock.

Auf dem großen Walle bei Rostock, zwischen dem Stein- und dem Kröpelinerthor, und zwar in der Nähe des letzteren, befindet sich die sogenannte Dreiwallsbastion. Der von dem obersten Walle derselben eingeschlossene innere Raum wird fast ganz von einer sehr tiefen und abschüssigen Wassergrube eingenommen, die man „Düwelskuhl" nennt. Vor Zeiten soll hier ein großes, schönes Schloß gestanden haben. Ein Zauberer verwünschte es, und es versank in die Erde. Dort steht es noch, aber so tief, daß die Turmspitzen nicht über das Wasser, das die Grube füllt, hervorragen. Doch reichen sie bis nahe an die Oberfläche, und dies haben Fischer, die auf dem Gewässer ihre Netze auswarfen, öfter zu ihrem Schaden erfahren, denn die Netze zerrissen an den Turmspitzen.

Von dem Wasser in der Grube erzählt man sich, daß es unergründlich sei, mit der Ostsee in unmittelbarer Verbindung stehe und nie an Menge abnehme. Jährlich einmal — in der Mittagsstunde des Johannistages oder, wie andere meinen, des Neujahrstages, — läßt sich, so geht weiter die Sage, auf dem Wasser eine silberne Schüssel und ein silberner Löffel sehen.

Einmal wurde vor Jahren Rostock während eines Krieges von den Feinden bedroht und später auch genommen. Damals strotzten noch die Wälle der Stadt von prächtigen, schweren Kanonen. Um diese nun den Feinden nicht sämtlich in die Hände fallen zu lassen, schob man die besten und brauchbarsten, unter ihnen die berühmte „lange Greet", in diese Grube, wo sie noch liegen, denn alle Versuche sie herauszufischen sind mißglückt.

31. Das Wahrzeichen am Steinthor zu Rostock.

Gegen das Jahr 1314 hatte Rostock, wie damals häufig, Krieg. Die Feinde hatten die Stadt schon lange belagert, konnten sie aber nicht bewältigen und auch der Versuch, sie auszuhungern, schlug fehl. Da nahmen sie zum Verrat ihre Zuflucht, und zwar war es einer der Bürgermeister, der sich durch das Gold der Feinde bethören ließ. Er beging das Bubenstück und spielte die Stadt den Feinden in die Hände. Der Verrat war fein genug angelegt, kam aber doch ans Tageslicht. Und als nun die Rostocker nach außen hin Frieden hatten, ergriffen sie den Verräter und sperrten ihn ein. Damals bestrafte man oft geringe Vergehen hart; und so ist es leicht erklärlich, daß man hier nicht nur hart, sondern sogar grausam verfuhr. Man schleppte den Unglücklichen nach dem Mauerturm unweit des Steinthores — hinter den Häusern an der neuen Wallstraße — und schloß ihn hier in schwebender Stellung vermittelst Hals-, Arm-, Brust- und Fußeisen also an, daß er nur die Hände zum Munde bewegen konnte. So quälte man ihn jämmerlich und langsam zu Tode; denn zur täglichen Nahrung ward ihm nur ein Schillingsbrot — Rundbrot — und ein wenig Wasser gereicht. Zur Erinnerung an diese Begebenheit und zur Warnung für die künftigen Geschlechter soll dann später das über der Inschrift am Thor befindliche Brustbild eines Mannes angebracht sein, der wie zum Schutze mit der Linken einen runden Schild vor sich hält. Man will an demselben noch die Hals- und Armeisen erkennen und hält den Schild für ein Abbild des Rundbrotes.

32. Der Poeler Schloßberg.

Hart am „Karksee“ (Kirchsee) der Insel Poel, auf dem sogenannten Schloßberge, liegt, von hohen Wällen umgeben, die ziemlich große Kirche von Kirchdorf Poel. Hier stand vor Zeiten ein Schloß. In dem Schloßberge sind noch viele Gewölbe, in denen große Schätze verborgen sein sollen. Zwei Eingänge führen in das „Slot“, wie die Leute auf Poel den Berg noch nennen, sie sind aber neuerdings vermauert worden.

Vor Jahren spielten drei Knaben am Kirchsee beim Schloßberge. Die kamen auf den Gedanken, in das Gewölbe hineinzugehen. Das erste Gewölbe war schmal und leer. Durch eine offene Thür kamen sie in ein zweites, größeres. Im Dunkeln weiter tappend, sahen sie aus der Ferne ein Licht schimmern. Diesem gingen sie nach und kamen in ein drittes Gewölbe, das von einer Ampel beleuchtet ward. Hier lagen ganze Haufen Goldes, und dem Eingang gegenüber war ein eichener Tisch, und auf einem Stuhl daneben saß eine alte Frau schlafend, die in ihrer Rechten einen goldenen Kamm hielt, zu ihren Füßen lag ein großer Pudel. Betroffen blieben die Knaben stehen. Als der Hund sie sah, sprang er auf und zeigte ihnen die Zähne. Die Knaben fingen an zu schreien. Da erwachte die Alte und sprach: „Kinnings, kamt man ranne na mi, dei Pudel deit juch nicks.“ Die Kinder aber wagten sich nicht heran, da lachte die Alte und sagte: „Kamt doch man her, ji heft juch dat Hoor nicht kämmt. Kiekt, ick will juch mit dissen golden Kamm kämm'n.“ Als die Kinder auch jetzt noch zauderten, sagte sie: „Wer kümt, sall sick ok von dat Gold all de Taschen vull steken.“ Da ging der eine Knabe hin, und sie fing an, ihn zu kämmen. Aber unter ihren Händen verwandelte sich sein Haar in Pudelzotten, und er wurde mehr und mehr einem Pudel ähnlich. Da erfaßte die beiden andern Entsetzen, sie liefen fort, erreichten auch glücklich den Ausgang, dort aber brachen sie ohnmächtig zusammen. Den dritten Knaben sah man nicht wieder, und die beiden andern starben bald darauf.

Alle zehn Jahre um Mitternacht schickt das Weib mit dem goldenen Kamme ihre Pudel auf den Schloßberg. Man sieht sie nicht, hört sie auch nicht bellen, aber das Vieh, das dort auf der Weide ist, wacht aus dem Schlafe auf und rennt ängstlich umher, von den Pudeln gehetzt.

33. Der Hexenbaum von Ulrichshusen.

Zur Zeit der Hexenverfolgungen war auch ein Untergebener des Burgherrn von Ulrichshusen bei Malchow, ein alter Arbeitsmann mit blöden Augen und grauem Haar, böswilligerweise von einem ihm feindlich gesinnten, gottlosen Schäfer der Hexerei angeklagt worden. Sogleich wurde dem Alten der Prozeß

gemacht, und er wurde zum Feuertode verurteilt. Am nächsten Tage schon führte man den Unglücklichen auf einen nach Marxhagen hin liegenden Hügel, band ihn an den Pfahl und türmte einen hohen Scheiterhaufen um ihn auf, der angezündet ward. Vor seinem Ende flehte jedoch der alte Mann laut zu Gott, er möge zum Zeichen seiner Unschuld ein Wunder geschehen lassen. Als der Scheiterhaufen heruntergebrannt war, da schoß plötzlich auf der Brandstätte aus dem noch heißen Erdboden ein gar wunderbarer, hoher Baum hervor, wie ihn noch nie zuvor ein Menschenauge gesehen. Der Baum hatte weder Blätter, noch trug er Früchte. Alles Volk, das da herbeigeströmt war, das schreckliche Schauspiel mit anzusehen, entsetzte sich ob dieses Gotteswunders und erkannte jetzt mit Schrecken die Unschuld des alten Arbeitsmannes. Den gottlosen Schäfer, den falschen Ankläger fand man am nächsten Morgen mit gräßlich verzerrten Zügen und mit ausgerissener Zunge tot auf dem Acker liegen; der Teufel hatte ihn in der Nacht zu Tode gehetzt und ihn also, wie er es verdiente, gerichtet. Lange Jahre hiernach, bis in die neueste Zeit, stand noch der wunderbare Baum mit seinen kahlen Zweigen, dessen Holz anfänglich so hart gewesen sein soll, daß auch die schärfste Axt nicht hineinzudringen vermochte. Das Volk nannte ihn allgemein nur den Hexenbaum.

---

34. Henning Bradenkirl.

Auf der Burg Ankershagen, eine Meile von Penzlin, hauste einst im Mittelalter ein Raubritter, Henning von Holstein, der häufig vorüberziehende Kaufleute überfiel. Da aber der Herzog von Mecklenburg manchen seiner geplanten Raubanfälle vereitelte, indem er den Kaufleuten bewaffnetes Geleite mitgab, so warf Henning einen Haß auf den Herzog und beschloß, ihn zu verderben. Wie er aber einmal in der großen Halle seiner Burg mit seinen Spießgesellen saß und beratschlagte, kam ein Hirte in die Halle, um neues Holz in den Kamin zu werfen. Henning und seine Kumpane achteten nicht auf ihn, und so hörte er ihre Anschläge und ging zum Herzog, der von Henning auf seine Burg eingeladen und schon unterwegs war. Von dem Hirten gewarnt, kehrte er um und wurde so gerettet. Der Warner aber wurde dem Ritter verraten. Der ließ ihn greifen und

in das Kaminfeuer der Burghalle werfen; und als der Unglückliche aus den Flammen heraus wollte, stieß ihn der Ritter mit einem Fußtritt wieder hinein. Seit der Zeit nannte man ihn nicht anders als Henning Bradenkirl.

Der Herzog bot nun seine Mannen auf, zog vor Ankershagen und zerstörte die Burg. Als Henning sah, daß er sie nicht länger halten konnte, versenkte er seine Schätze und tötete dann sich selbst. Aber er fand im Grabe keine Ruhe. Der rechte Fuß, mit dem er den Unglücklichen in die Flammen gestoßen, wuchs bis zum Knie aus der Erde hervor, und so oft man ihn auch bedeckte, immer kam er wieder zum Vorschein. Endlich schnitt ein alter Totengräber ihn ab und setzte ihn unter dem Altare bei. Bei einem späteren Umbau des Altares fand man in der That in einem Gewölbe einen mit grauseidenem Strumpf bekleideten Fuß, nach der Sage also den des Ritters Henning Bradenkirl.

35. Das Gottesurteil zu Wittenburg.

Im Mittelalter hegte man die Meinung, daß der allwissende und gerechte Gott da, wo kein Beweis durch Menschen zu führen war, die Wahrheit oder Unwahrheit einer Beschuldigung durch Wunder an das Licht zöge. Man hatte daher die Einrichtung, daß Beklagte, deren Schuld oder Unschuld auf gewöhnliche Weise nicht zu ermitteln war, sich einer Probe unterziehen mußten, bei der sie ohne einen besonderen göttlichen Beistand nicht füglich ohne Beschädigung davon kommen konnten. Ein solches Verfahren nannte man ein Gottesurteil. Eine Art desselben war die „Feuerprobe“, bei welcher der Angeschuldigte ein glühendes Eisen in der Hand halten oder über glühende Pflugscharen hinwegschreiten mußte.

Ein Gottesurteil dieser Art ward im Jahre 1351 zu Wittenburg abgehalten. Dort war nämlich in dem Hause eines reichen Bürgers Feuer ausgebrochen, das, vom Winde getrieben, einen großen Teil der Stadt in Asche gelegt hatte und nur mit Mühe endlich gedämpft worden war. Ein Arbeiter war der Brandstiftung dringend verdächtig und wurde deshalb zur Feuerprobe verurteilt. Er mußte, um seine Unschuld darzuthun, ein glühendes Eisen vom Rathause bis zum Kirchhofe tragen.

Zum Erstaunen aller, die es sahen, gelang die Probe; denn die Hand, welche das heiße Eisen gehalten hatte, zeigte auch nicht das mindeste Brandmal. Noch seltsamer jedoch war der Umstand, daß das Eisen, als der Mann es auf dem Kirchhofe von sich warf, plötzlich in die Erde verschwand und keine Spur davon weiter entdeckt werden konnte.

Nun begab es sich im folgenden Jahre, daß die Stadt neu gepflastert werden sollte und man demzufolge mit dem Aufreißen des Straßendammes beschäftigt war. Da schrie plötzlich einer der Arbeiter, der mit der Hand in dem Sand scharrte, laut auf. Die Finger waren ihm verbrannt, und als man nachsah, fand man das vor einem Jahre verschwundene Eisen, das noch glühend war. Man lief zum Richter, der ließ den Arbeiter greifen, und dieser gestand denn auch, daß er das Feuer angelegt habe, und ward zur Strafe gerädert. Das Eisen aber ward noch lange auf dem Rathause zu Wittenburg aufbewahrt und gezeigt.

Zeittafel.

Die Wenden in Mecklenburg c. 600—1200.
Niclot, letzter heidnischer Fürst der Obotriten 1129–1160.
Der Wendenkreuzzug 1147.
Niclots Tod (Werle). 1160.
Pribislavs Wiedereinsetzung (†1178) 1167.
Bischof Berno von Schwerin 1155—1191.
Gefangennahme des Königs Waldemar durch den Grafen Heinrich von Schwerin 1223.
Schlacht bei Bornhövede 1227.
Erste Hauptlandesteilung 1229.
(vier Linien, die Hauptlinie Mecklenburg und Parchim-Richenberg, Rostock und Werle-Güstrow).
Heinrich I. der Pilger 1264—1302.
Heinrich II. der Löwe 1302—1329, der Lande Rostock und Stargard Herr.
Turnier zu Rostock 1311.
Schlacht bei Gransee 1316.
Albrecht der Große 1329—1379, erster Herzog von Mecklenburg seit 1348, erwirbt die Grafschaft Schwerin 1359.
Albrecht III., König von Schweden 1364—1395.
Joachim Slüter, der Reformator Rostocks, wirkt an der St. Petrikirche 1523—1532.
Johann Albrecht I. 1547—1576.
Landtag zu Sagsdorf, 20. Juni 1549.
Johann Albrechts Beteiligung an der Fürstenverschwörung gegen Kaiser Karl V., Sturm auf die Ehrenberger Klause (Herzog Georg, 1552).
Adolf Friedrich I. 1592—1658.
Zweite Hauptlandesteilung. 1621.
(Herzogtümer Meckl. Schwerin und Meckl.-Güstrow.)
Wallenstein wird Herzog von Mecklenburg 1628.
Dritte Hauptlandesteilung. 1701.

Friedrich Franz I. 1785—1837, seit 1815 Großherzog.	
Erwerbung von Wismar 1803.	
Blüchers Rückzug durch Mecklenburg 1806.	1806.
Mecklenburg im Besitze der Franzosen Dez. 1806 —Juli 1807.	Dez. 1806—Juli 1807.
Schills Zug durch Mecklenburg 1809.	1809.
Teilnahme der Mecklenburger am Feldzug gegen Rußland Winter 1812	1812.
Davoust in Mecklenburg	1813.
Gefecht bei Rosenberg 26. Aug., Retschow 28. Aug. und Sehestedt 10. Dez.	
Die Strelitzer Husaren bei Goldberg 23. Aug., Wartenburg 3. Okt., Möckern 16. Okt. und in Frankreich 1814.	
Aufhebung der Leibeigenschaft 1820.	
Paul Friedrich 1837—1842, vermählt mit Alexandrine, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise von Preußen.	
Friedrich Franz II. 1842—1883.	
Die Mecklenburger im Kriege zwischen Österreich und Preußen, Zug nach Nürnberg.	1866.
Die Mecklenburger im deutsch-französischen Kriege	1870/71.
Küstenwacht; vor Metz; Eroberung von Toul 23. Sept.; vor Paris; Loirefeldzug;	
Schlacht bei Loigny	2. Dez. 1870.
Kämpfe bei Beaugency 8—10. Dez. und Le Mans 10—12. Januar.	
Großherzog Friedrich Franz III. 1883—1897.	
Tod des Herzogs Friedrich Wilhelm 22. Sept. 1897.	
Großherzog Friedrich Franz IV. seit 1897.	
Herzog Johann Albrecht, Regent 1897—1901.	

Quellen und Hülfsmittel.

Zu den am Schlusse der Rudloffschen Bilder genannten Quellen und Hülfsmitteln, die, soweit sie in Betracht kamen, auch hier wieder benutzt sind, kommen noch:

Pentz, Erzählungen aus der mecklenburgischen Geschichte, die vielfach verglichen sind.

Zu No. 9 vgl. Hansische Geschichtsblätter 1877. Das Lied, s. Mitteilungen d. Vereins für Hamb. Gesch. 1890, in längerer (hochdeutscher Form) Lilienkron, Volkslieder I.

No. 10. s. K. Schmidt, das heilige Blut von Sternberg, Schriften für das deutsche Volk, herausg. v. Verein für Reformationsgesch. XVIII.

No. 11., s. Nicol. Gryse, Slüters Leben, Koppmann, Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock, Heft I, und Geschichte der Stadt Rostock B. I., und Schnell, die Einführung der Reformation in Mecklenburg.

No. 22. s. C. Schröder, Friedrich Franz III., S. 333.

No. 23. J. von Dambrowski, Herzog Friedrich Wilhelm zu Mecklenburg.

No. 24—35. s. K. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. Die Erzählung in No. 24 s. Meckl. Jahrb. V. 79. Zu No. 35 vgl. auch Dehn, Volksbücher I.

Druck von Edmund Stein in Potsdam.